Paul de Kock's

humoristische Romane,

deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Vierzehnter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1843.

Ein
guter Kerl.

Von

Paul de Kock.

Deutsch bearbeitet

von

Dr. Heinrich Elsner.

Charakterschwäche ist der einzige Fehler, dem man nicht abhelfen kann.

De Larochefoucauld, Maximen.

Vierter Theil.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1843.

Erstes Kapitel.

Der Verlobungsball.

Karl schlägt den Weg nach der Straße Saint-Louis ein, Violine und Bogen, in Ermanglung eines Futterals, unter dem linken Arm; die ganze Länge des Weges wiederholt er sich: „Nach der ersten Figur kommt ein Eté... dann ein Poule... dann... O! ich werde mich wohl aller Figuren erinnern; es handelt sich nur darum, mir die zu diesen Figuren gehörigen Contretänze zurückzurufen. Meiner Treu, um so schlimmer!... ich spiele auf gut Glück! Uebrigens denke ich, daß man bei Herrn Tigré, einem ehemaligen Rauhhändler, nicht weiter davon verstehen wird als ich. Als Schlußstück spiele ich ihnen: En avant, Fanfan la Tulipe! diese Melodie habe ich am besten los... Aha! da ist die bezeichnete Hausnummer... ein Hofthor... Lampen auf den beiden Ecksteinen... hier muß es sein... Und ich, ich gehe auf den Ball, um für fünfzehn Franken Musik zu machen... während ich ehemals... Ach! meine Mutter hat wohl gethan, daß sie starb!... hätte sie das vernommen... es würde ihr zu viel Kummer gemacht haben!... Schurke von Mongerand!... Und er

entlehnte Geld von ihr in meinem Namen, so lange ich krank war! Wenn ich ihn sähe, wollte ich ihn nach Verdienst behandeln... Wohlan... treten wir ein!... Ich werde an meine armen Kinder denken... das gibt mir Muth zum Spielen!"

Karl geht durch das Hofthor ein und ruft dem Pförtner zu: „Herr Tigré? — Im zweiten Stock links. Es ist überdies beleuchtet."

Auf sein Klingeln vor der Thüre des zweiten Stocks erscheint ein Bedienter mit wichtiger, geschäftiger Miene, welcher ihn einläßt und, seine Violine gewahr werdend, ausruft: „Ah! Sie sind der Musiker, der bei meinem Freunde Bertrand wohnt, nicht wahr? — Richtig. — Ah! gut, sehr gut! Ich habe Sie bestellt... habe mit Bertrand den Preis ausgemacht... Sie wissen... fünfzehn Franken... — Ja, ja, ich weiß. — Und seien Sie ruhig, ich werde für Sie sorgen... zu trinken gebe ich Ihnen, so viel Sie wollen... dürfen sich nicht geniren, wenn Sie Durst haben... Sollen reinen Wein bekommen... Habt das lieber, ihr Herren, als Zuckerwasser!"

Ein Mann von etwa fünfzig Jahren, nicht einmal vier und einen halben Fuß groß, mit blonder Perüke, schwarzem Backenbart, dicken Waden und einem Glasauge kommt mit den Worten aus dem Salon: „Wer hat geklingelt, Braillard? ist's mein Schwiegersohn? — Nein, Herr, es ist die Musik. — Ah! gut! die Musik, sehr gut; wir werden sogleich tanzen; meine Tochter brennt vor Begierde, zu tanzen. Kommen Sie, Herr Musikus."

Herr Tigré führt Karl in einen Salon von geringer Größe, in welchem schon mehr als dreißig Personen aufgeschichtet sind. Beim Anblick der steifen, schwerfälligen Gestalten, der geschmacklosen Aufzüge, sieht Karl auf der Stelle, daß er es mit keinen Besuchern Tolbecque's, Collinet's, Musard's zu thun hat; das beruhigt ihn; er hofft, man werde keine neuen Contretänze von ihm verlangen, was ihn sehr in Verlegenheit setzen würde.

„Die Musik ist da... Man wird tanzen!“ ruft Herr Tigré in den Salon tretend.

Ein Murmeln der Zufriedenheit antwortet auf diese Verkündigung. Eine sehr große Dame tritt, zwischen den Beinen der Gesellschaft hindurchblickend, vor; Madame Tigré ist es, die ihren Gatten aufsucht; sie sagt zu ihm: „Wo wollen Sie die Musik aufstellen, Herr Tigré?... es ist nicht leicht, einen Platz zu finden... wir haben so viele Leute!... Und mein Schwiegersohn ist noch nicht da!... Flora ist sehr ärgerlich darüber; sie schmollt beträchtlich! — Sie soll tanzen, das wird ihr Geduld geben... Meine Herrn und Damen, ein wenig Platz für die Musik, wenn's gefällig ist.“

In einer Ecke des Salons macht man endlich ein Winkelchen ausfindig. Braillard, der seinem Herrn folgte, scheint Alles thun zu wollen; er rückt die Stühle, schiebt die Lehnsessel von ihrem Platze, schraubt die Lampen höher und sagt zu Karl: „Wollen Sie ein Notenpult? — Nein, nicht nöthig, ich spiele auswendig. — Sie spielen auswendig, Teufel!

Damit wendet sich Braillard um, zieht Herrn Tigré an seinem Kleid und raunt ihm ins Ohr: „Der Musikus spielt auswendig! ... Sagen Sie 'mal, Herr, da hat uns Bertrand einen famösen Künstler verschafft!"

„Braillard, geht doch und bereitet Zuckerwasser!" ruft Madame Tigré mit gebieterischer Miene.

„Ja, Madame." Ehe er jedoch ins Vorzimmer zurückkehrt, geht er wieder zu Karl und flüstert ihm zu! „Wenn Sie Durst haben, so geniren Sie sich nicht, ich werde für Sie sorgen... reinen Wein!"

Inmitten der Menge bemerkt Karl ein kleines schlecht gewachsenes, gelbes, mit Sommerflecken über und über besäetes Frauenzimmer, deren Nase man vergebens zwischen zwei ungeheuren Backen sucht, welch letztere bei dem Punkt, wo sie sich am nächsten stehen, allem Andern mehr gleich sehen als einem Gesicht. Dieses Frauenzimmer geht unablässig im Salon hin und wieder, blickt ins Vorzimmer und ruft einmal über das andere: „Mein Gott! er kommt nicht!... Was macht er denn?" Dies ist Flora Tigré, die Tochter des Hauses, deren Verlobung man feiert.

Ein schon bejahrter Herr, an dem Alles vom Kopf bis zu den Füßen spitzig ist, dessen Nase und Kinn die ganze Gesellschaft stechen zu wollen scheinen, nähert sich Fräulein Flora mit den Worten: „Werde ich das Vergnügen haben, die erste Tour mit Ihnen zu tanzen, meine Nichte? — Lieber Onkel Cäsar, Sie sind sehr artig; ich habe schon zwei meiner Vettern abgewiesen, weil ich die erste mit meinem Zukünf-

tigen zu tanzen gedachte, da er aber noch nicht erschienen ist, werde ich mit Ihnen tanzen. — Nun, so will ich meine Handschuhe anziehen."

Damit zieht Onkel Cäsar eichelfarbene Handschuhe aus der Tasche, in welche er seine langen, krummen Finger hineinzuzwingen versucht. Karl läßt die Saiten der Violine erklingen; alsbald zeigt sich ein Ausdruck der Heiterkeit auf allen Gesichtern; es scheint, diese Leute hören zum ersten Mal in ihrem Leben eine Violine. Jeder wendet sich lächelnd nach dem Musiker um, welcher zwei oder drei Akkorde hören läßt.

Man stellt sich auf; Karl spielt auf gut Glück die Contretänze, die ihm gerade beifallen. Was die Figuren betrifft, so haspeln die Tänzer solche nach allen Melodien ab. Die erste Quadrille geht ziemlich gut vorüber, während der zweiten macht ein junger Mann die Bemerkung: „Die Figur, wenn's gefällig ist! — Nach Belieben, antwortet Karl. — Nach Belieben... ei, ich kenne sie nicht! — Nach Belieben, das ist der Cavalier allein!" ruft Onkel Cäsar, welcher diese Figur sehr liebt.

Während Karl seine zweite Quadrille spielt, setzte sich Herr Tigré neben eine Dame, unfern des Musikers, und dieser hört folgendes Gespräch:

„Mein Vetter, ich bin sehr begierig, die Bekanntschaft Ihres Schwiegersohns zu machen. — Sie werden ihn sehen, er kann nicht lange mehr ausbleiben... ich wette, er beschäftigt sich mit irgend einer Galanterie für Flora... Ein allerliebster Junge!... von einer Liebenswürdigkeit, einer Heiterkeit... o! ein

Lebemann! schön, hübsch, braun... ein ehemaliger Militär... — Decorirt? — Nein... wäre es jedoch geworden, als er sich gerade vom Dienste zurückzog. — Er war Offizier? — Gewiß... als er seinen Abschied nahm, war er daran, Oberst zu werden... er hatte ein Duell mit seinem General... Oho! er ist ein Mann, den man nicht zu lange anblicken darf! — Es scheint mir jedoch, Vetter, diese Heirath sei sehr schnell abgeschlossen worden, und Sie kennen Ihren künftigen Schwiegersohn nur erst seit ganz kurzer Zeit. — Das ist wahr... höchstens seit zwei Monaten... im Theater de la Gaité machten wir seine Bekanntschaft; ich war mit meiner Gattin und meiner Tochter dort... in einem Zwischenakte gehe ich hinaus; bis ich zurückkam, hatte sich ein Mann, der Bemerkungen meiner Frau und meiner Tochter ungeachtet, erlaubt, meinen Platz einzunehmen... ich, ich will meinen Platz... nichts... ich schreie... drohe... Sie wissen, ich bin nicht sehr geduldig!... eben wollte ich die Wache herbeiholen, als ein schöner Mann vortritt, und ohne weitere Umstände meinen Streitkopf im Genick packt und unter die nächste Bank wirft. Sie sehen wohl ein, daß ich diesen Dienst zu Herzen nahm. Das Gespräch entspann sich; am Ende des Schauspiels ging der Herr mit uns und bot meiner Gattin den Arm; wir fanden ihn so liebenswürdig, daß wir ihn einluden, uns zu besuchen; den andern Tag war er bei uns; jeden Morgen und Abend kam er wieder. Bald sah ich, daß es meiner Tochter wegen geschah, und Flora ihrerseits sagte zu

uns: Meine liebe Eltern, das ist der Mann, den ich mir geträumt hatte... dieser soll mein Gatte werden, oder ich bleibe ledig. Sie sehen wohl ein, liebe Base, daß ich's nun für angemessen erachtete, der Sache auf den Grund zu gehen; überdies macht Emil (der Taufname meines Schwiegersohns) nicht viel Umschweife. Ich sprach zu ihm: „Mein Freund, Sie scheinen meiner Tochter den Hof zu machen; wir sind rechtschaffene Leute, man muß die Sache zu Ende führen... Flora ist zu verheirathen, ich gebe ihr sechzigtausend Franken baar und bei unserem Tod wird sie als einzige Tochter unser ganzes übrige Vermögen erhalten; ist Ihnen dies anständig? Er schlug sich an die Stirn, schien sich einen Augenblick zu besinnen, und rief dann aus: Ja, es mir ganz anständig! — Ich fragte ihn, was er habe, er erwiderte mit der größten Offenheit: nichts, als Hoffnungen. Ich weiß, ich hätte eine bessere Partie treffen können, aber während dieser Unterredung mit ihrem Liebhaber fiel Flora im Zimmer ihrer Mutter in Krämpfe, daß vier Mann genöthigt waren, sie zu halten. Ueberdies ist Emil von sehr guter Familie, ich habe mich darnach erkundigt. Kurz, Alles war schnell entschieden, abgemacht, und von heute über acht Tage werden wir sie zur Kirche führen. Es ist bereits Alles für diesen Tag bestellt... ich schmeichle mir, unsere Anzüge sollen vom besten und neuesten Geschmack sein... es muß Aufsehen erregen... ich ließ mir die berühmtesten Kaufläden bezeichnen; bei W e tz e l bestellte ich mir einen schwarzen Frack und

halbanliegende Beinkleider; das Kleid meiner Tochter wird bei Fräulein Palmyra gemacht, ein Bouquet von Orangeblüten bei Nattier; der Hut meiner Gemahlin endlich wird aus dem eleganten Modewaarenmagazin von Fräulein Alexina Larose hervorgehen: wenn man gegen unsere Toilette etwas zu sagen findet, muß man sehr kitzlich sein!... doch ich glaube, ich höre meinen Schwiegersohn."

Ein Gemurmel, eine plötzliche Bewegung in der Versammlung waren in der That durch die Ankunft des Zukünftigen veranlaßt. Fräulein Tigré, mitten im Tanze, endigt ihre Figur nicht, sie ruft aus: „Ah! da ist er, da ist er, ich höre ihn!..." Damit geht sie einem großen schwarzgekleideten Herrn entgegen, welcher eben, zwei große Blumensträuße in der Hand, in den Salon tritt; er lächelt Jedem mit der unbefangensten Miene zu, fängt damit an, daß er Floren, welche er beinahe mit den Augen verschlingt, die Hand küßt, ihr einen Blumenstrauß reicht; einen andern bietet er Madame Tigré, dem Papa klopft er auf die Schulter, grüßt die ganze Familie, umarmt die Tanten und Basen und befindet sich am Ende dieser ganzen Bewegung vor Karl, welcher, Mongerand erkennend, bestürzt dasteht.

Als die Umarmungen und Vorstellungen zu Ende sind, heißt es: „Nun laßt uns tanzen ... an den Platz!... — Mein Schwiegersohn, Emil Mongerand, wird mit Flora tanzen!... ruft Herr Tigré; Base Cloutaut, wir wollen ihre Gegenpartie machen."

Allein Karl steht noch immer unbeweglich; er blickt Mongerand an und rührt seinen Bogen nicht.

„Vorwärts doch, Musik!... schreien mehre Tänzer. In diesem Augenblick erkennt Mongerand Karl, dessen Augen auf ihn geheftet sind; er erräth sogleich den Grund des hartnäckigen Schweigens der Violine; ohne verlegen zu scheinen, eilt er auf Karl zu, faßt seine Hand und schüttelt sie gewaltig, indem er ausruft: Ei! ich irre mich nicht, das ist mein wackerer La Valeur!..."

„Wie? Sie kennen unsern Violinspieler?..." sagt Herr Tigré, während die Gesellschaft erstaunt, bald auf den Schwiegersohn, bald auf den Musiker blickt.

„Ob ich ihn kenne!" versetzt Mongerand, „das will ich meinen! er ist einer meiner ehemaligen Husaren... ein Tapferer... der mir zweimal das Leben gerettet... Ah, Donnerwetter!... es freut mich, ihn hier wiederzusehen... der arme La Valeur!... sein Kriegsname..."

„Ah! einer seiner alten Husaren!" sagt Madame Tigré, „dann ist's begreiflich!..."

Inzwischen winkt Mongerand Karl sehr bedeutungsvoll mit den Augen und murmelte ihm verstohlen zwischen den Zähnen zu: „Schweig!... schwatze besonders kein dummes Zeug! — Mongerand, Du bist ein Schurke!... ein niederträchtiger Kerl! — Halt doch Dein Maul! — Bei meiner Mutter hast Du unter meinem Namen Geld geborgt! — Um Dir Alles wiederzugeben, bin ich hier ... — Du kannst dieses Frauenzimmer nicht ehelichen, denn Du bist

verheirathet. — Was macht Dir das?... das sind meine Sachen... meine Frau muß todt sein... ich stelle mir vor, ich sei Wittwer... Nun, mach uns Musik... Aber... — Still!... Wie viel sollst Du erhalten? — Fünfzehn Franken. — Ich mache, daß Du sechsunddreißig bekommst. — Aber ich kann nicht zugeben..."

Mongerand hört auf, leise mit Karl zu sprechen, entfernt sich von ihm mit den Worten: „Wohlan, mein Tapferer! es freut mich, daß sich Deine Familie wohl befindet! spiel' uns eine von den hübschen Contretänzen, mit denen Du uns in den Garnisonen ergötztest!... Stellen wir uns auf, meine göttliche Flora!"

Hiemit stellt sich Mongerand mit seiner Zukünftigen dem Herrn Tigré und der Base Cloutaut gegenüber; die Tänzer erwarteten nur noch das Signal der Violine, um loszubrechen. Nachdem Karl noch etwas gezaudert, ergreift er endlich sein Instrument wieder und spielt Mongerand auf.

„Sehr gut! wie ein Engel die Musik!" ruft Mongerand jeden Augenblick.

„Er spielt uns sehr oft Fanfan la Tulipe!" sagt ein junger Tänzer neben dem Bräutigam. „Das Schöne kann man nicht zu oft spielen, mein Herr, und ich kenne keine passendere Melodie zum Tanzen als diese!"

Mongerand sagte das mit so bestimmer Miene, daß man seine Meinung theilt. Nach beendigtem Contretanz führt er Flora an ihren Sitz zurück,

wobei er ihre Taille etwas weit unten mit seinen Händen umfängt und drückt, was ein wenig frei erscheinen möchte, wenn Mongerand die Familie Tigré nicht völlig verblendet hätte. Der ehemalige Pelzhändler geht zu allen seinen Verwandten und sagt zu ihnen der Reihe nach: „Nun denn! wie findet Ihr meinen Schwiegersohn?... he!... nicht wahr, er ist liebenswürdig?... er hat freien Anstand, die Gewohnheiten der großen Welt!... das sieht man auf der Stelle!...“

Mama Tigré sagt ihrerseits das Nämliche, sie stützt sich besonders auf das Physische. Ihr zufolge, ist ihr Schwiegersohn der schönste Mann von Paris; und so viel ist gewiß, daß Madame Tigré, an den Wuchs ihres Gatten gewöhnt, Mongerand für einen Patagonier nehmen könnte.

Verwandte und Bekannte antworten, wie immer bei solcher Gelegenheit, indem sie in noch größere Lobeserhebungen des zukünftigen Schwiegersohns ausbrechen; ein einziges neben Flora sitzendes Frauenzimmer erlaubt sich gegen diese die Bemerkung: „Dein Bräutigam riecht stark nach der Pfeife! — Das muß sein!“ entgegnet Fräulein Tigré, mit zornigem Blick auf das junge Mädchen, und diese schlägt die Augen nieder und stottert: „Ah! das wußte ich nicht!...“

Nach dem Contretanz kommt Braillard, nimmt Karl bei dem Arm, zieht ihn nach dem Vorzimmer hinaus vor einen Tisch, auf welchen er ihm ein bis zum Rande mit Wein gefülltes Glas stellt. „Trinken

Sie das!... wenn da Wasser drunter ist, will ich nicht Braillard heißen!... ich weiß es gewiß, ich fülle ihn in Flaschen!“

Während Karl sich erfrischt, kommt auch Mongerand ins Vorzimmer; wie er Braillard bei Karl stehen sieht, sagt er zu diesem: „Man erwartet Euch im Salon!... mein Schwiegervater sucht Euch!“ Braillard verbeugt sich und läuft eilfertig in den Salon. Jetzt kann Mongerand mit Karl schwatzen: „Wahrhaftig, mein armer Karl, Dich hier zu treffen, dachte ich nicht!... — Ich glaub's!... Du siehst, so weit ist's mit mir gekommen, daß ich Violine zum Tanzen spielen muß. — Wenn man's mit so vieler Anmuth thut wie Du, ist man sehr glücklich! — Doch, Mongerand, ich begreife Dich nicht!... wie wagst Du es, Dich vor diesen guten Leuten zu zeigen, um ihre Tochter zu heirathen? — Was willst Du? Anfänglich dachte ich an nichts, als recht oft bei Vater Tigré zu schmausen; plötzlich wird die kleine Pelzhändlerin zum Tollwerden in mich verliebt!... der Vater bietet mir seine Tochter an... nebst sechzigtausend Franken!... die ganze Familie lag zu meinen Füßen!... ich hatte nicht die Kraft, Nein zu sagen. — Du durftest nur sagen, daß Du verheirathet seist! — Bin nicht so dumm!... — Aber Du kannst das Mädchen nicht heirathen... — Mitterweile schmeichelt man mir, behandelt mich artig, liebkost mich und läßt mir's wohl sein; man leiht mir sogar Geld!... der Schwiegervater, dem ich zu verstehen gab, daß ich in der Klemme sei, bot mir seine Börse an!...

der ehrenwerthe Schwiegervater! ... er gleicht ein wenig einem Leopard, nicht wahr? — Wenn aber Jemand in die Versammlung käme, der Dich kennte und sagte ... — Bah! ich verheirathete mich in Lyon! alle diese braven Anverwandten sind nie über Saint-Cloud hinausgekommen! — Aber ... — Still! ... genug geschwatzt ... Flora sucht mich!"

Flora trat wirklich ins Vorzimmer, sie eilt auf Mongerand zu, indem sie ihm mit einer Stimme zuruft, welche sie für kindlich hält: „Was treiben Sie denn hier, statt im Salon zu sein? — Ich sorge für meinen alten Husaren! ... reiche ihm Erfrischung! ... Beim Regiment war er ein Tapferer, den ich wie mein Pferd liebte. — Aber ich langweile mich da drinnen ohne Sie! — Ah! sapperlott, Sie sind zu artig! — Und dann hätte ich große Lust, ein wenig zu walzen. — Wir werden viel walzen, mein Schätzchen! ich walze wie ein Bär. — Ach! sehen Sie, da ist die Tochter meiner Tante Clodomir, welche besser zu walzen behauptet als ich! — Wir werfen Sie beim Walzen zur Erde, wenn es Ihnen Vergnügen macht! — Nein, aber ich will länger drehen als sie! Nicht wahr, Sie werden mich nicht fallen lassen, wenn mir schwindlich wird? — Eher fiele ich mit Ihnen! — Wie finden Sie meine Familie? — Prächtig! — Man findet auch Sie sehr liebenswürdig! — Dies ist gewöhnlich der Eindruck, den ich hervorbringe! — Ah! lassen Sie uns walzen! — Wohlan! La Valeur, komm, alter Kamerad! Du spielst uns einen rechten Walzer auf! ... schmiere ein

paar Loth Kolophonium auf deinen Bogen, damit es besser klingt!“

Mongerand kehrt in den Salon zurück, Flora in den Armen haltend, als wenn er bereits walzte. Karl ist sehr in Verlegenheit; er kann keinen Walzer; indeß stellt sich der Zukünftige bereits mit seiner Verlobten dar, sie gehen im Schritt und Mongerand ruft: Platz!... Platz!... als wenn er einen Wettlauf beginnen wollte. Drei Paare schicken sich zur Nachahmung an; man wartet nur noch auf die Violine; Karl thut, als stimme er, aber er kommt damit nicht zu Ende, und inzwischen läuft Papa Tigré zu all seinen Verwandten und sagt: „Sie werden sehen, wie mein Schwiegersohn mit Flora walzt! . . . sie sind im Stande und halten gar nicht mehr an!“

Die Violine ist noch immer am Stimmen; die Walzlustigen werden ungeduldig; Mongerand macht schreckliche Augen auf Karl, wobei er ihm zuruft: „Ei, La Valeur! gehts diesen Abend so fort? willst Du eine Guitarre aus Deiner Violine machen?“

Karl entschließt sich endlich, da er nichts Besseres auffindet, ein Tra la la zu spielen. Die Tänzer fangen an, haben jedoch viele Mühe, im Takt zu bleiben, weil Karls Tra la la nicht in drei Tempo's geht. Mongerand ist geschickter, er macht auf der Stelle einen Hopswalzer daraus und läßt Flora an den übrigen unterwegs stecken gebliebenen Tänzern vorüberspringen.

„Wissen Sie keinen andern Walzer, mein Herr? fragt einer der Tänzer, zu Karl gewendet; dieser

antwortet nur dadurch, daß er sein Tra la la etwas stärker spielt. Mongerand hält indeß nicht an, er führt Flora durch die Lüfte dahin, kaum vermag das Auge ihnen zu folgen, und Herr Tigré ruft aus: „Sie sehen wohl, daß diese Melodie gut ist... und daß mein Schwiegersohn sie vorzüglich tanzt... Ach! mein Gott, wie sie drehen! es ist schauderhaft."

Fräulein Flora hatte bereits drei Aufsteckkämmchen verloren, die ganze eine Seite ihres Haarputzes war aufgelöst und wallte über ihre Schultern herab; dennoch verlangte sie nicht anzuhalten, sondern stotterte: „meine Ba...se... Clodo...mir... muß wüthend... sein!... und Mongerand begnügte sich damit, seine Wendungen zu machen, indem er an alle auf seinem Weg Befindliche Fußtritte austheilte: Tra Tra Tra... la la la... Ah! sapperlott, wie gut das geht!"

Der Walzer, oder besser gesagt der Hopser, währte noch immer, als ein Herr von reifem Alter in den Salon trat. Herr Tigré geht ihm mit dem Ausrufe entgegen: „Ei! das ist ja mein alter Freund Richard... sehr liebenswürdig von Dir, daß Du gekommen bist. — Meiner Treu, kaum habe ich mir Zeit zum Ausruhen genommen. Diesen Morgen langte ich von Lyon an, fand Deinen Brief in meinem Hause und hier bin ich. — Der liebe Richard... Meine Frau, unser Freund Richard, unser alter Lyoner Korrespondent ist da."

Madame Tigré begrüßt den Neuangekommenen; „Sie verheirathen also Flora? — Ja, mein Freund,

die Sache ist abgemacht, entschieden... von heute über acht Tage ist die große Feierlichkeit. — Wo ist denn die liebe Flora? — Sie walzt mit ihrem Bräutigam... der schöne braune Mann ... Sieh, da kommen sie vorüber... Gib auf Deine Füße Acht!... Seit zwanzig Minuten drehen sie schon!"

Herr Richard betrachtet den Bräutigam, je länger er aber auf ihn blickt, einen um so sonderbareren Ausdruck nehmen seine Züge an.

„Nun denn, wie findest Du meinen Schwiegersohn? fragt Herr Tigré — Ja, ich finde ihn... ich begreife es nicht... es ist nicht möglich... — Wie so, ist's nicht möglich, daß Du ihn findest... hier ist er... sieh, wohin ich deute... — Wie nennst Du ihn? — Emil Mongerand. — Richtig er ist es!... — Du kennst ihn? — Ja, gewiß, ich kenne ihn!... Doch Du scherzest, nicht wahr... der kann nicht Dein Schwiegersohn sein? — Doch, beim Henker, er ist es... Warum sollte er es denn nicht sein? — Weil dieser Mensch verheirathet ist. — Verheirathet? — Ja, ja ganz richtig verheirathet... Beim Henker! ich weiß etwas davon, ich diente ihm in Lyon, wo er Niemand kannte, als Zeuge, und noch sind es keine acht Tage, daß ich seine Frau wieder gesehen!... — Ha! welche Schändlichkeit!"

Madame sank auf einen Sessel, welcher auf Tante Clodomir stürzt. Papa Tigré rief in seiner Verzweiflung aus: „Mein Schwiegersohn verheirathet!" und schon gehen diese Worte von Mund zu Mund; die jungen Mädchen blicken einander mit

zufriedener Miene an, weil es immer eine große Freude ist, wenn man sich über ein anderes Frauenzimmer lustig machen kann; mit dummer Miene treten die ältern Verwandten zusammen; Madame Tigré wird ohnmächtig, ihr Gatte läuft seiner Tochter und Mongerand nach und ruft ihnen zu: „Haltet! ... haltet ein mit dem Walzen! ... das ist niederträchtig! ... unerhört! ...“

„Aber mein Vater, da mir nicht schwindlich wird! ruft Flora hüpfend. — Geben Sie auf Ihre Füße Acht, Schwiegerpapa!“

Der ehemalige Rauhhändler kann seine Tochter nicht erwischen, Onkel Cäsar jedoch, der so eben vernahm, um was es sich handelt, läuft auf Karl zu und entreißt ihm seine Violine. Dieser kühne Streich macht dem Tanz nothwendigerweise ein Ende.

„Warum denn aufhören?“ sagt Mongerand, wir hätten noch lange fortgemacht. Der alte Tigré, der vor lauter Zorn kaum sprechen kann, tritt mit seinem Freund Richard vor uns und sagt zu Mongerand: „Erkennen Sie diesen Herrn?“

Mongerand blickt den Neuangekommenen an, verzerrt sein Gesicht ein wenig, und antwortet alsdann: „Wer ist der Herr?“

„Wie, Herr Mongerand, Sie erkennen denjenigen nicht, der vor sechs und einem halben Jahre das Vergnügen hatte, Ihnen bei Ihrer Verheirathung in Lyon als Zeuge zu dienen.“

„Verheirathet ... in Lyon! ... ruft Flora ihrerseits aus. Was sind das für Fabeln ... ich wette,

es sind Bosheiten... Ich leide nicht, daß man schlecht von meinem Bräutigam spricht!... Laß hören, Papa, antwortet ... was gibts denn hier ... man ist ganz bestürzt. — Meine Tochter, der Herr hinterging Dich! er hinterging uns... Antworten Sie, mein Herr... sind Sie verheirathet?" — Ich verheirathete mich einst, das ist wahr!... allein ich muß Wittwer sein!" — „Nein, mein Herr, Sie sind es nicht, versetzte der alte Richard, denn erst vor Kurzem habe ich Ihre Frau Gemahlin gesehen, und sie befindet sich sehr wohl! — Das ist nicht wahr, mein Herr! ... oder bin ich der Betrogene, indem man mir schrieb, daß sie todt sei!"

„Ach! mein Gott! mein Gott! jammert Flora, man hatte wohl nöthig, uns das mitzutheilen!"

„Mein Herr! nimmt Onkel Cäsar, mit entschlossener Miene auf Mongerand zugehend, das Wort, wissen Sie, daß man nicht auf solche Weise mit einer Familie sein Spiel treibt, die seit dreißig Jahren im Pelzhandel ist, und daß wir könnten..." — Ich weiß! ... ich weiß, daß Sie mich langweilen! ... Lassen Sie sich in den Rauch hängen, sich und Ihre Nichte... wir heirathen einander nicht mehr, gute Nacht!"

„Man muß ihn von hier fortjagen!" schrien alle junge Vettern, entrüstet über die wenig achtungsvolle Weise, mit welcher Mongerand dem Onkel Cäsar antwortete, während Flora neben Ihrer Mutter in Ohnmacht fiel.

„Wer spricht davon, mich fortzujagen, schreit Mongerand, sich stolz mitten in den Salon stellend, der

möge eintreten, er hat es mit mir zu thun ... Karl, komm, stell Dich an meine Linke und laß uns einen ehrenvollen Rückzug bewerkstelligen."

Seit dem Anfang des Auftritts sucht Karl, voraussehend, daß es ernsthaft werden wird, sich aus dem Staube zu machen, allein er möchte gerne seine Geige wieder haben, welche Onkel Cäsar ihm abgenommen. Plötzlich sieht er sich umringt, durch alle junge Leute der Gesellschaft fortgeschoben, die sich vereinigen, um Mongerand zum Fortgehen zu zwingen. Dieser will Stand halten, die Menge zurücktreiben, er ist genöthigt, der Uebermacht zu weichen: schon befindet er sich, wie Karl, nahe an der Vorderthüre, als der Onkel Cäsar Karl seine Violine mit den Worten hinbietet: „Nehmt! da habt Ihr Eure schlechte Geige. Doch im Augenblick, wo Karl sie ergreifen will, bemächtigt sich Mongerand derselben und zerschlägt sie dem Herrn Cäsar auf der Nase, wobei er sagt: Seht, hier ist mein Abschied!"

Diese Handlung bringt die ganze Gesellschaft zur Wuth, nun braucht man keine Schonung mehr, um Karl und Mongerand hinauszutreiben, die man auch auf sehr brutale Weise die Treppe hinunter expedirt. Endlich schließt sich die Hausthüre hinter ihnen.

„Donnerwetter! vermaledeite Hochzeit! schreit Mongerand! alles ging so gut, ohne das alte Vieh, das ganz besonders aus Lyon eintrifft, um das Fest zu verderben! Und meine Frau lebt noch immer... hab' ich doch Unglück! ... Nun denn, Karl ... mein

armer Freund ... Du sprichst nichts! Du bist ganz verdutzt! ..."

„Ich kann nicht mehr ... ich bin gerädert ... von Stößen zermalmt! ... — Die Unverschämten ... sie schlugen hart darauf los! ... — Und meine arme Violine! — Ha! wahrlich die ist gekocht, dem Onkel Cäsar gab ich sie zum Verschlucken! — Ach! mein Gott! ... — Wirst Du nicht jammern wie ein Kind! ... komm mit mir, laß uns zu Nacht essen; noch bleiben mir einige Thaler übrig, die Trümmer dessen, was der Schwiegerpapa mir geliehen, wir wollen uns restauriren, wieder erfrischen, und mit dem Glas in der Hand die gefühlvolle Flora und ihre ehrenwerthe Familie vergessen ... Komm, sag ich Dir ... ich kaufe Dir eine andere Geige, so wie ich einen Blinden treffe ... Vorwärts! ... keine Gedanken! ... auf den Weg!"

Mongerand faßte Karl am Arm, und dieser läßt sich abermals hinreißen.

Zweites Kapitel.

Großmüthige Lügen.

Mit der Hoffnung glücklichen Erwachens war Leonie eingeschlafen. Sie dachte, ihr Mann werde durch diese erste Hülfe, die er seiner Familie zu bieten im Begriff stehe, aufgemuntert, nicht mehr in beschämender Unthätigkeit leben wollen. Sie schmeichelte sich, er werde

ihr in Erziehung ihrer Kinder beistehen, und diese Hoffnung hatte ihr einen friedlicheren Schlummer bereitet.

Vor sechs Uhr erwachte sie indeß wieder; Karl ist noch nicht zurück. Sie wundert sich über die lange Dauer des Balls. Es ist Tag und schon gehen die Arbeiter an ihr Geschäft. Noch macht sich Leonie keine Sorge und Angst, doch ist ihr Herz beengt; sie öffnet die Thüre, um Karl bälder zu hören, wenn er die Treppe heraufkommt ... Niemand erscheint noch. Endlich läßt sich eine Stimme vernehmen; sie kommt von unten; es spricht Jemand sehr laut im Hof. Es ist nicht Karls Stimme; allein Leonie verwundert, daß ein anderer, als ihr Mann so früh in das Haus komme, geht leise ein Stockwerk hinab, dann ein weiteres; es kommt ihr vor, als spräche man von ihrem Gatten; endlich gelangt sie zur Loge des Pförtners.

Braillard ist's, der Diener des Herrn Tigré, welcher, weil seine Herrschaft nicht ins Bett gehen wollte, die ganze Nacht gewacht, und sich bei Anbruch des Tages beeifert hatte, seinem Freunde Bertrand die Vorfälle der Nacht zu erzählen.

„Wie, ist's möglich! sagte der Portier, eine solche Geschichte hat sich zugetragen! Ja, ich bin sicher, das kommt noch weiter als vor das Zuchtpolizeigericht!... Eine Frau heirathen wollen, wenn man schon im Unvermögen einer andern ist; ich glaube das nennt man Polygram! — Richtig! der Bräutigam war ein Polygram! das schrie auch die ganze Familie, indem man zu meinem Herrn sagte, er solle

ihn vor den Tribunalen verfolgen! — Ach, mein armer Braillard, welche Verwirrung mußte das bei euch verursachen! — Wir sind alle krank davon... Fräulein Flora war am schlimmsten, denn sie betete diesen Falschen an!... diesen Polygram von Mongerand!... sie war närrisch in ihn verliebt."

„Mongerand! spricht Leonie bebend bei sich selbst; mein Gott! Mongerand sagt er!"

„Durch diese Geschichte muß euer Ball traurig ausgefallen sein. — Nun, Anfangs ging es recht gut... die ganze Familie tanzte! Der Lyoner Herr, der diesen Mongerand kannte, kam erst sehr spät. — Und waret ihr mit dem Geiger aus diesem Hause, den ich euch zuschickte, zufrieden? — Ah! weil gerade von dem Geiger die Rede ist!... ich habe Dir noch nicht Alles erzählt!... der ist, wie es scheint, auch ein sauberer Bursche! Stell Dir vor, er kannte den Andern!... war der Mitschuldige unseres Heirathers. — Bah! wahrhaftig? — Ja, Bertrand, sie waren im Einverständniß! der Andere nannte ihn La Valeur. So daß, als man ihn zur Thüre hinaustreiben wollte, Dein Lumpenkerl von einem Musiker Mongerand zu Hülfe kam; sie haben dem Herrn Cäsar, dem Oheim des Fräuleins, die Nase zerschlagen. O! Du kannst Dir wohl denken, daß man sie nun nicht mehr schonte; sie wurden tüchtig durchgewalkt! halbtodt auf der Straße gelassen!"

Ein Jammerschrei unterbrach hier Braillards Erzählung; Leonie war es, welche bewußtlos vor der Loge des Pförtners niedersank.

„Ach! mein Gott! sagte Bertrand, als er Leonien erkannte, die Frau des Musikanten!... sie hat Dich vielleicht gehört!... die arme Frau!“

Ehe der Pförtner und Braillard Hülfe zu holen sich entschlossen, hatte Justin seine Nachbarin gefaßt und sie in seinen Armen aufgerichtet; er hatte sie aus ihrem Zimmer gehen hören und war ihr einige Augenblicke nachher gefolgt. Er wendet Alles an, Leonie wieder ins Leben zurückzurufen; sie hört ihn nicht; erschreckende Blässe ist über ihr Gesicht ausgegossen.

„Gehen Sie, Herr Bertrand, holen Sie einen Arzt, Hülfe, ruft Justin aus, beeilen Sie sich, ich trage sie unterdessen in ihr Zimmer zurück! — Aber, mein Herr!... weil... wenn... — Ich bezahle Ihre Bemühung... zahle die Aerzte... stehe für Alles... Aber so gehen Sie doch!“

Der Thürhüter entschließt sich, er geht; Justin kehrt, Leonie in den Armen haltend, in den fünften Stock zurück, trägt sie in ihr Zimmer auf ihr Bett; noch immer ist sie in demselben Zustand; Justin weiß nicht, was er machen soll, er verzweifelt, weint, denn er glaubt, Leonie werde sterben. Er wirft sich vor ihr auf die Knie, er nimmt ihre starren Hände, um sie in den seinigen zu erwärmen. „Ach! sterben Sie nicht, Madame, stottert er, sterben Sie nicht! der Himmel wird nicht erlauben, daß Sie fortwährend unglücklich sind.“

Nur ein feines Stimmchen gibt Justin Antwort, es ist die des kleinen, so eben erwachten Felix, welcher

ächzt und zu trinken begehrt; eine lebhafte Röthe färbt die Wangen des Kindes, dessen Athemholen kurz und unterdrückt ist. Justin weiß nicht, was er ihm geben soll; er läuft von dem Kind zur Mutter, öffnet die Schränke, sucht Zucker, will Feuer anzünden, es gelingt ihm nicht, und er geräth außer sich. Endlich kommt der Pförtner mit dem Arzt herbei. Der Doktor läßt Leonien zur Ader; sie kommt wieder zu sich, aber nur um in ein entsetzliches Delirium zu verfallen; sie ruft ihren Mann, glaubt ihn ermordet zu sehen, und klagt Mongerand der Schuld aller ihrer Leiden an. Der Arzt erklärt, daß man bei ihr wachen müsse, so lange dieser Zustand daure, und Justin schwört, sie nicht zu verlassen. Hierauf untersucht der Arzt den kleinen Felix; er findet starkes Fieber bei ihm und schreibt seine Rezepte; inzwischen war Justin in seinem Zimmer gewesen und drückte dem Arzt beim Zurückkommen ein Goldstück in die Hand, indem er ihn beschwor, Leonien zu retten. Dieser beruhigte ihn, verspricht der Kranken alle Sorgfalt zu widmen, und legt im Weggehen das Goldstück, welches Justin ihn anzunehmen genöthigt hatte, flüchtig wieder auf den Stuhl; der Pförtner, dem Justin Geld gegeben, trug die Rezepte in die Apotheke. Jetzt ist Justin genöthigt, die inzwischen erwachte Laura zu trösten, welche bitterlich weint, weil ihre Mutter sie nicht erkennt.

„Beruhigen Sie sich, liebe Kleine, sagt Justin, Ihre Mutter wird nicht immer so grausenvolle Zornreden haben; unsere Sorgfalt, die des Arztes, werden

ihr die Gesundheit wieder geben! Weinen Sie nicht mehr, denn Sie würden sich ebenfalls krank machen und könnten Ihre Mama nicht mehr pflegen."

Dieser Grund leuchtete Laura ein, sie trocknete ihre Thränen. „Das ist wahr, Herr Justin! murmelte sie, ich darf mich nicht kindisch zeigen!... Nur bei Nacht werde ich noch weinen!... wenn Mama schläft... Aber wo ist denn mein Papa?"

Justin weiß nicht, was er antworten soll, als Jemand in die Mansarde tritt. Es ist Karl, der jetzt erst aus dem Wirthshanse, wo er mit Mongerand die Nacht zugebracht hat, nach Hause kommt, und dessen Augen, kleiner als gewöhnlich, nicht verkünden, daß Mäßigkeit in dieser Nacht seine Begleiterin gewesen.

Mit dem Fiedelbogen in der Hand ist er ins Zimmer getreten; verwundert bleibt er stehen, wie er Justin am Bette sitzend und die kleine Laura neben ihm weinend erblickt. „Was gibt es denn?" ruft er mit einer Stimme, die er imposant machen möchte.

Justin steht auf, führt ihn zum Bett, zeigt ihm seine Frau, welche irre Blicke um sich her wirft, und spricht dann: „Sie hielt Sie für todt!... ermordet!... Seit gestern kamen Sie nicht nach Hause!... Sehen Sie, mein Herr, in welchem Zustand Sie Ihre Frau und Ihren Kleinen wieder finden!

Karl betrachtet seine Frau, seinen Sohn; eine plötzliche Veränderung geht in allen seinen Gesichtszügen vor; er fährt mit der Hand über die Stirne, indem er murmelt: „Leonie!... meine Gattin!... sie

hört mich nicht mehr!... Verfluchte Nacht!... Ja! ich bin ein Unglückseliger!... ein Elender!... Adieu, adieu, Laura!"

„Wo wollen Sie hin, mein Herr? Mich in den Kanal stürzen, das ist das Beste, was ich jetzt thun kann! — Sich das Leben nehmen!... Ha! mein Herr! darin liegt also Ihr ganzer Muth!... Nachdem Sie Frau und Kinder in diese traurige Lage gebracht, wollen Sie dieselben verlassen, statt sich Mühe zu geben, sie glücklicher zu machen!... Nein, mein Herr, nein, so darf sich ein Ehrenmann... ein Familienvater nicht aufführen!... Wird Ihr Tod Ihren Kindern Brod geben?"

„Sie haben Recht, Herr Justin; Sie sind ein wackerer junger Mann! Ich war abermals im Begriff eine Thorheit zu begehen... doch ich hätte mich wohl noch umgesehen, ehe ich ins Wasser gesprungen wäre; es war noch Folge meiner Trunkenheit. Ach! ich fange an mich zu erholen... Wer konnte meine Frau so erschrecken?... Ich bin diese Nacht nicht zurückgekommen! allein der Ball, zu dem ich gegangen war, konnte bis Tag währen! Zwar gab es eine Scene... man prügelte sich ein wenig... doch das ist nicht meine Schuld!... Mongerand nahm mich dann zum Nachtessen mit zu einem Traiteur... Während des Gesprächs schliefen wir ein; da mich Leonie auf dem Ball glauben mußte, sah ich nichts Unrechtes darin, die Nacht bei Tische zuzubringen. Was mich diesen Morgen beim Nachhausegehen schmerzte, war, daß ich meine Violine, die bei der Schlacht zu

Grunde gegangen, nicht mehr besaß, und meiner Frau das Geld, das ich gestern zu verdienen hoffte, nicht bringen konnte.

„Das möge Ihnen keinen Kummer machen, mein Herr; ich habe einige Ersparnisse, die ich meiner Arbeit zu verdanken habe, erlauben Sie mir, alle durch die Krankheit Ihrer Gemahlin und Ihres Sohnes veranlaßten Ausgaben auf mich zu nehmen... Ihnen zu leihen, was Sie bedürfen; sowie Sie können, geben Sie mir's wieder. — Ich weiß nicht, Herr Justin, wie ich es erkennen soll!... Ach! diesen Dienst werde ich nie vergessen... eines Tages hoffe ich vergelten zu können... — Sprechen wir nicht davon; meine einzige Bitte an Sie, mein Herr, besteht für jetzt darin, daß Sie, wenn Madame ihre Geisteskräfte wieder erlangt hat, ihr von diesem geringen Dienst, den ich Ihnen leiste, nichts sagen, lassen Sie ihr den Glauben, daß Sie durch Ihre Arbeit einiges Geld verdienen. Sie wird vergnügter darüber sein und mich wird es nicht minder glücklich machen, Sie verbinden zu können."

Karl drückt Justin die Hand und murmelt: „Sie sind besser gegen mich als alle meine Freunde! Was Mongerand betrifft, so war ich sehr böse auf ihn... allein er versicherte mich, ich habe sehr Unrecht, ihm zu zürnen. — Nach einigen Worten indeß, welche dem Pförtner und einem bei ihm unten gewesenen Manne entschlüpften... glaube ich, daß dieser Herr Mongerand Schuld an den Begebenheiten dieser Nacht war... — Still! wenn meine Frau hörte. — Sie

weiß Alles, und das eben hat sie in diesen Zustand versetzt. — Da wird sie gegen Mongerand noch weit aufgebrachter sein... und er schwur mir, nur um mich zu entschädigen, habe er sich zum Bräutigam von Fräulein Tigré gemacht... Wenn Sie ihn kennten, ich versichere Sie, man vermag nicht, ihm lange zu zürnen... er will sich durchaus mit meiner Frau aussöhnen... darum ist er unten und wartet, bis ich ihm herauf rufe. — Ach! mein Herr, aus Mitleid für Ihre Frau Gemahlin thun Sie das nicht! in diesem Augenblick ist sie etwas ruhiger, würde sie jedoch die Stimme desjenigen vernehmen, dessen Anblick ihr verhaßt ist, so könnte es ihr bedeutend nachtheilig werden! — Sie glauben?..."

„Ja, Papa," fällt die kleine Laura, sich an ihren Vater anschmiegend ein. „Mama sagte, sie wäre sehr unglücklich, wenn Herr Mongerand wieder hieher käme. — Gut denn! in diesem Fall will ich ihm sagen, er solle fortgehen."

Karl ist im Begriff aufzustehen, als man die Thüre öffnet und Mongerand den Kopf ins Zimmer streckt, indem er sagt: „Nun, Donnerwetter! Du ließt mich da im Hofe stehen, um die Zeit der Syringenblüte abzuwarten!... wo ist Deine Frau, daß ich mich mit ihr aussöhne?... ich lebe gerne mit Jedermann im Frieden."

Karl geht Mongerand entgegen, wobei er ihm mit Zeichen bedeutet, er solle schweigen, Justin runzelt die Stirne und zieht die Vorhänge des Krankenbettes sorgfältig übereinander.

„Was gibt's denn hier?“ fährt Mongerand fort, „spricht man hier nur durch Pantomimen? — Meine Frau ist sehr krank... sie hat, wie, weiß ich nicht, die Begebenheiten dieser Nacht erfahren... sie glaubte mich ermordet... jetzt hat sie das hitzige Fieber und redet irre... — Kleinigkeit!... ich hatte das fünf oder sechs Mal!... man muß sie schwitzen lassen! — Mein Sohn... mein kleiner Felix ist gleichfalls krank geworden!... Alles stürmt auf einmal über mich her!.. — Eine Kinderkrankheit!... morgen denkt er nicht mehr daran. Mein Freund, wenn man Talent hat, wenn man so fertig auf der Violine ist, wie Du, darf man der Zukunft wegen nicht besorgt sein... Du hast Dein Vermögen in Deinen Fingern. Stellen Sie sich vor, mein Herr, er spielte heute Nacht die Violine wie ein Türke!... — Aber ich habe keine Violine mehr, denn Du zerschlugst sie im Handgemenge... — Das ist wahr!... Was willst Du? Eine Bewegung des Zorns, sonst hatte ich nichts bei der Hand... — Du versprachst mir eine andere...— Ja, ich versprach Dir's... ich erinnere mich... aber diese Nacht haben wir den ganzen Rest meines Geldbeutels aufgezehrt... Seit einiger Zeit lebte ich wie der Vogel im Hanfsamen... die kleine Pelzhändlerin überhäufte mich mit süßen Geschenken... und nun will meine Frau in Lyon nicht gestorben sein!... Das ist niederträchtig von ihr!...“

Mit diesen Worten greift Mongerand nach einem Stuhl und will sich setzen, als er das Zwanzig-Frankenstück, welches der Arzt zurückgelassen und das

noch von Niemand gesehen worden war, unter sich bemerkt.

„Wie willst Du mir eine Violine verschaffen, wenn Du kein Geld mehr hast?" fragt Karl; „und doch habe ich keine andere Hülfsquelle mehr, um etwas zu verdienen... wir sind gerade in der Jahreszeit der Bälle... ich würde Beschäftigung gefunden haben."

„Wer hindert Dich unterdessen selbst eine zu kaufen?" entgegnet Mongerand, das Goldstück zeigend. „Es scheint, daß Du nicht so genirt bist, als Dir zu sagen beliebt, da Goldfüchse in Deinem Zimmer herumspringen."

Karl ist ganz erstaunt: „Gold! das gehört nicht mein... ist dieses Stück Ihnen, Herr Justin?"

„Nein, mein Herr," versetzt der junge Arbeiter, etwas verlegen, „ich weiß nicht, was Sie sagen wollen."

„Dann wird's aus meiner Tasche gefallen sein," sagt Mongerand; „ein Ueberbleibsel meines Glücks, das ich nicht mehr in meinem Besitz glaubte; es soll mir zum Ankauf einer Geige für Dich dienen... Komm mit mir, ich kenne einen Musiker von den Funambules, der immer welche zum Verkaufe hat... es wäre sogar möglich, daß er Dir eine Stelle bei seinem Theater... im Orchester verschaffte... das wäre hübsch... komm... — Nein, ich weiche nicht von meiner Frau, so lang sie in diesem Zustand ist. — Dann gehe ich allein, diesen Abend hast Du Deine Sache."

Mongerand schiebt das Goldstück in seine Tasche, gibt Laura einen leichten Schlag auf die Wange, klopfte Karl auf die Schulter und entfernt sich mit den Worten: „Ich kaufe Dir einen Stradivarius! . . .“

„Herr Karl,“ sagt Justin, „wenn Ihnen daran liegt, Ihre Frau der Gesundheit wieder geschenkt zu sehen, so lassen Sie diesen Menschen Ihre Wohnung nie wieder betreten ... Hier ... sehen Sie ... sie ist aufgeregter ... man möchte sagen, die Stimme dieses Herrn Mongerand verdopple ihr Uebel.“

„Wohlan denn,“ sagt Karl traurig, nach seiner Frau blickend, „ich will dem Pförtner sagen, er solle den Mongerand nicht mehr herauf lassen ... nachdem er mir jedenfalls die Violine gebracht hat.“

Der Tag verstreicht; Leoniens Zustand ist fortwährend eine gänzliche Ermattung, während welcher sie ihrer Geistesfähigkeiten beraubt scheint; diese Abspannung wird nur durch erschreckende Anfälle von Irrereden unterbrochen. Justin verdoppelt seine Sorgfalt und seinen Eifer; er sorgt für Alles, sieht selbst nach, wessen man bedarf, und findet dabei noch Zeit, Laura zu trösten und den Muth ihres Vaters wieder aufzurichten.

Am Abend übergab Mongerand dem Pförtner eine Violine, die wohl sechs Franken werth ist. Der dem Herrn Bertrand ertheilte Auftrag war überflüssig: Mongerand hat keine Lust, in ein Haus zu gehen, wo man leise sprechen muß.

Der Arzt kam wieder, und findet den kleinen

Felix übler, er fürchtet eine Hirnentzündung, welche das zarte Alter nur schwer erträgt. Er wünschte, seine Wiege möchte nicht in dem gleichen Zimmer mit dem Bett der Mutter stehen, damit das Kind eine gesündere Luft einathme. Justin erbietet sich, den Kleinen in das seinige zu tragen und der Arzt stimmt diesem Vorhaben bei; man sieht, er leidet dabei, die beiden Kranken an einer so elenden Stätte zu finden.

Diese Wiege des Knäbchens ist von Justin in seine Wohnung getragen; um jedoch bei dem Kinde zu wachen, muß er sich von der Mutter entfernen. Zwar ist Leoniens Gatte gegenwärtig und doch kostet es Justin viele Ueberwindung, endlich bedenkt er, daß er, über das Kind wachend, der armen Mutter dennoch nützlich sei, und nimmt sich vor, sich die Nacht hindurch mehr als einmal nach ihrem Zustand zu erkundigen.

Wie lang ist sie, diese Nacht des Wachens und der bangen Besorgniß; nur mit Mühe konnte man Laura zum Niederlegen bringen; auch sie wollte bei ihrer Mutter wachen, immer noch in der Hoffnung, ein Wort, einen Blick von ihr zu erlangen, von ihr erkannt zu werden. Die Nacht bringt keine Veränderung bei Leonien hervor, während der Zustand ihres Sohnes beängstigender wird. Die Hirnentzündung ist ausgebrochen, und mit dem Erscheinen der Morgenröthe ging Justin, den Arzt zu holen; dieser verschwendet alle Hülfsmittel seiner Kunst an das Kind, scheint jedoch wenig Hoffnung darauf zu bauen.

„Arme Mutter, sagte er, vielleicht ist's ein Glück, daß sie nichts von dem sieht, was um sie her vorgeht."

Karl wiegt sich beständig in Hoffnungen, er kann nicht glauben, daß sein Kind in Gefahr schwebe. Da ihm beifiel, daß einer von seinen Kaffeehausfreunden Zähne auszog und die Arzneikunde ausübte, so will er diesen sprechen, ihm den Zustand seiner Frau und seines Sohnes schildern und seine Meinung einholen; gegen Abend geht er aus, läßt Laura bei ihrer Mutter zurück, und Justin, der sich zwischen ihn und seinem Sohne theilt.

Zwei Stunden sind seit Karls Weggang verflossen, der kleine Felix befindet sich übler, Justin verzweifelt; er möchte Jemand bei sich haben; wen kann man aber in diesem Hause rufen? Der Pförtner will seine Loge nicht verlassen und Madame Rozat erklärte, sie trete niemals bei kranken Leuten ein.

„Dieses Kind befindet sich sehr schlecht, spricht Justin bei sich, vielleicht wird eine Krisis eintreten? wäre vielleicht eine mir unbekannte Hülfe möglich?... Doch in der Straße wohnt ein Apotheker... holen wir ihn ... ich bitte ihn so inständig, daß er schon darein willigt, mich zu begleiten."

Der junge Arbeiter geht aus seinem Zimmer in das Karls. Laura befindet sich bei ihrer Mutter, welche seit dem Morgen ruhiger ist und endlich sich einem Schlafe zu überlassen scheint. Justin winkt der Kleinen zu sich her.

„Ihr Bruder ist schlimmer, meine arme Laura;

ich will nach Jemand sehen und ihn herführen... können Sie einige Augenblicke bei ihm bleiben? — O! ja, Herr Justin, denn bei Mama geht's besser; ich glaube, sie schläft... Gerne will ich meines Bruders warten... und ihm eine Geschichte erzählen... zu seiner Unterhaltung. — Ach! er wird sie nicht verstehen, liebes Kind, doch ich will mich beeilen... kommen Sie!"

Laura tritt in Justins Gemach, setzt sich neben die Wiege ihres Bruders, dessen Fieberhitze sie erschreckt. „Was muß man ihm geben? fragt sie. — Er will nichts nehmen... wachen Sie nur über ihn... — Ja, mein Herr, und dann will ich den lieben Gott bitten, daß er meinem Bruder und Mama die Gesundheit wieder schenkt. — Ja, bitten Sie ihn, arme Kleine!... wessen Gebete sollte er denn nicht erhören, wenn er für die eines Kindes taub bliebe!..."

Eiligst geht Justin die Treppe hinab und begibt sich zum nächsten Apotheker; allein der Herr ist abwesend, und die Gehülfen können nicht ausgeben, überdies würden sie ohne Beistimmung eines Arztes nichts zu verordnen wagen. Justin läuft zu mehrern andern, bis er einen zum Mitgehen bewegt; allein die Zeit verstreicht, ehe man bereit ist zu folgen; endlich bricht man auf. An der Thüre seiner Wohnung trifft Justin auf Karl, der ebenfalls nach Hause kam, ohne den Freund, den er um Rath fragen wollte, getroffen zu haben. Eilfertig geht man hinauf; als man in Justins Wohnung tritt, kommt die kleine Laura ihnen behutsam entgegen und sagt mit leiser

Stimme: „Macht kein Geräusch! mein Bruder rührt sich gar nicht mehr. Auch er ist eingeschlafen.“

Karl eilt zu dem Bette seines Kindes; Justins Befürchtungen waren gegründet, der kleine Felix war nicht mehr.

Ein Schmerzenslaut entfährt der armen Laura bei der Aeußerung, ihr Bruder sei gestorben; Justin nimmt und preßt sie in seine Arme, indem er zu ihr sagt: „Liebes Kind, aus Mitleid für Ihre Mutter, mäßigen Sie Ihren Schmerz, hüten Sie sich wohl, ihr zu sagen, daß Ihr Bruder nicht mehr ist; denn alsdann würde auch sie sterben. Und Sie, Herr Karl, kommen Sie... entfernen Sie sich von diesem Ihr Herz zerfleischenden Schauspiel... Kommen Sie zu Ihrer Gattin, die Ihnen bleibt; bemühen wir uns, wenigstens ihr das Leben zu erhalten, und verhehlen wir ihr insbesondere das Unglück, das Sie so eben betroffen hat!“

Von Schmerz gebeugt läßt sich Karl, ohne ein Wort zu sprechen, von Justin fortführen. Den Kopf in seinen Händen bergend, setzt er sich vor Leoniens Bett. Der kleinen Laura flüstert Justin leise zu: Geben Sie zu Ihrem Vater, küssen Sie ihn... verlassen Sie ihn nicht mehr, Ihre Liebkosungen mögen ihn erinnern, daß er noch nicht Alles verlor.“

Nachdem Justin dem armen Kleinen alle Sorgfalt hatte angedeihen lassen, befaßt er sich auch noch mit den traurigen, durch seinen Tod veranlaßten Einzelnheiten. Als Belohnung seiner Bemühungen bittet der junge Arbeiter den Himmel um Leoniens

Rettung; der stärkende Schlummer, in den sie verfallen ist, scheint dem Arzt von guter Vorbedeutung; er ist der Ansicht, mit dem Erwachen werde auch ihr Bewußtsein wiedergekehrt sein.

„Und was werden wir antworten, sagte Karl, wenn sie uns nach ihrem Sohne fragt?"

„Wir sagen, der Arzt, welcher Madame behandelt, habe gefunden, daß ihr Sohn sich in üblen Umständen befinde, und gerathen, ihn die Landluft einathmen zu lassen... ich aber hätte eine Tante, welche vier Stunden von hier in Gagny wohne, zu dieser nun, wo man sein sorgsam warte, hätte ich ihn gebracht. Ohne Zweifel muß Ihre Frau eines Tages die traurige Wahrheit vernehmen, doch warten wir wenigstens, bis sie hinlängliche Kräfte zur Ertragung ihres Unglücks erlangt hat; ich bin der Meinung, man dürfe sich nie beeilen, dasjenige mitzutheilen, was Kummer verursachen müsse! wir ziehen den Arzt mit ins Spiel, damit er uns nicht Lügen straft. Billigen Sie das von mir Ausgedachte, mein Herr?"

„Ja, entgegnete Karl, verbergen wir ihr den Tod ihres Sohnes, so gut wir können!... Laura, Du hast wohl verstanden, mein Töchterchen... man sagt, Dein Bruder sei auf dem Lande!... Herr Justin habe ihn dahin gebracht."

„O! ja, Papa!... sei unbesorgt, ich werde nichts sagen, was Mama nachtheilig sein könnte!"

Acht Stunden nach diesem Gespräch erwacht Leonie aus dem langen Schlummer, der das verzehrende

Fieber von ihr nahm. Unruhig liefen ihre Augen im Zimmer umher und fielen auf ihren Mann und ihre Tochter, und das Lächeln erscheint wieder auf ihren Lippen, sie streckt ihnen die Arme entgegen; Mann und Tochter eilen, sie zu umarmen.

„Ach! nicht wahr, ich bin sehr krank gewesen? murmelte sie mit schwacher Stimme: ich glaubte Dich ermordet, Karl! ... das war ein Traum."

„Wenigstens eine von dem Dummkopf von Portier ganz entstellte Geschichte! ... Es gab wohl einen Streit ... der mich aber nichts anging! ... Du siehst, ich bin unverletzt! ..."

„Ah! Du bist's, liebe Laura! ... und Herr Justin ist auch da! ... — Ja, seit Du krank bist, ist er nicht von uns gewichen, hat keinen Augenblick Ruhe genossen ... — Der gute junge Mann! ... von ihm wunderts mich nicht! ... Aber mein Felix? ... wo ist denn mein Sohn? Ich fühlte doch, daß mir etwas fehlte!"

„Meine liebe Leonie, nimmt Karl das Wort, indem er sich bemüht, nicht bewegt zu erscheinen, „ich hoffe, Du wirst mein Thun billigen: unser Sohn war etwas leidend, der Arzt behauptete, er bedürfe der Landluft; Herr Justin hat eine Tante in Gagny, er erbot sich, ihr unser Kind anzuvertrauen und ..."

„O mein Kind! ... Ihr habt mir meinen Sohn genommen? ..." rief Leonie voll Schmerz aus.

„Madame, fiel Justin ein, bedenken Sie, daß es zur Wiedererlangung seiner Gesundheit geschah' ... — Sind Sie aber sicher, daß man seiner pflegt? ...

wird man ihn bei Ihrer Tante lieben? — Ja, Madame, ich gebe Ihnen mein Wort! ... — Ist es weit? — Vier Stunden von hier. — Sie besuchen ihn oft, um mir Nachricht von ihm zu bringen?... — Ja, Madame! ... — Und ich selbst darf ihn sehen, ihn küssen, so wie ich wohler bin! Nicht wahr, Karl, mein erster Ausgang soll ein Besuch bei meinem Sohne sein? ..."

Justin wendet den Kopf ab, die kleine Laura stellt sich, als suche sie Etwas, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Karl antwortet schnell: „Ja, ja, wenn Du völlig wieder hergestellt bist! ... vorerst mußt Du nur an Deine Gesundheit denken. — Aber nicht wahr, ihr täuschet mich nicht? ... mein Felix war nicht kränker? — Nein, Madame! ich bitte, beruhigen Sie sich! ... — Wohlan! da was ihr thatet zu seinem Besten geschah, so muß ich beistimmen; ich weiß wohl, daß der arme Kleine hier... bei einem Kranken nicht sehr gut aufgehoben wäre!... man darf seine Kinder nicht bloß um seiner selbst willen lieben ... Du weichst nicht von mir, Laura, und dann sprechen wir von Deinem Bruder! ... Ach! ich fühle mich noch sehr schwach! ... — Genieße der Ruhe, Leonie, so will's der Arzt ..."

Leonie fügt sich den Wünschen ihres Gatten. Der Arzt kommt; Justin verabredet sich mit ihm, und er billigt die der Kranken vorgebrachte Unwahrheit. Er findet sie besser, erklärt jedoch, daß sie großer Sorgfalt, anhaltender Ruhe bedürfe, und namentlich lange Zeit hindurch an keine Arbeit von ihrer Seite zu

denken sei, wenn sie ihre Gesundheit wieder völlig erlangen solle.

Justin folgt dem Doktor auf die Treppe, wo er alles Mögliche thut, ihn zur Annahme der Belohnung für seine Mühe zu bewegen; er kann jedoch nicht dazu gelangen: „Mein lieber Freund, sagt der Arzt zu ihm, ich habe meine Gewohnheiten, von denen ich nie abgehe: bei reichen Leuten lasse ich mich sehr gut bezahlen, steige ich aber in eine Dachstube hinauf, so geschieht dies immer gratis; damit gleicht es sich aus."

Leonie ist sehr in Unruhe, bis sie weiß, wer ihre Bedürfnisse bestreitet. So wie sie einen Augenblick dazu findet, fragt sie ihren Gatten, ob er an dem Tage, wo er die Violine spielte, die ihm zugesagte Belohnung erhalten habe.

„Ja freilich, versetzt Karl, und ich habe sogar während Deiner Krankheit weitere, noch einträglichere Gelegenheiten gefunden!... da unser junger Nachbar hier blieb, um bei Dir zu wachen, habe ich's zur Vermehrung unserer Hülfsmittel angenommen."

„Ah! desto besser, mein Freund! diese Nachricht nimmt eine Last von mir! ... Ich sagte bei mir selbst: Wie konnte er die durch meine Krankheit verursachten Kosten bestreiten! ich dachte, der junge Mann ... Herr Justin habe Dir vielleicht Geld vorgestreckt, denn ich glaube, er wäre wohl im Stande, uns all das Seinige anzubieten! ... es wäre aber doch hart, diesem armen Jungen zur Last zu fallen ... er ist nur ein Arbeiter und kann gleichfalls nicht reich sein!...

— Ohne Zweifel; da dies jedoch nicht der Fall ist, brauchst Du Dich nicht mehr zu quälen! — Und nicht wahr, Du siehst Mongerand, der bei der Abendunterhaltung die Ursache eines Streits gewesen war... nicht mehr? ... Du warst so aufgebracht gegen ihn! ... — O! er bat mich um Verzeihung! ... er wollte Dich sogar sehen ... sich mit Dir aussöhnen ... — Erspare mir seinen Anblick, ich fühle es, es würde mich angreifen! ... Du warst so böse auf ihn! ... auf diese Weise also hältst Du Deine Entschlüsse! ... — Man kann nicht immer böse sein! ... — Geh nicht mehr mit ihm, Karl, er würde Dich von den Geschäften abwendig machen, wenn die Vorsehung so gnädig ist, Dir welche zuzuweisen! ... — Sei doch ruhig; jetzt bin ich bekannt, im Schwung ... ich wäre im Stande, ein Orchester zu leiten."

Leonie glaubt Alles, was ihr Gatte sagt; sie wünscht sich Glück, daß er mit Hülfe seines schwachen Talents auf der Violine seine Familie erhalten kann.

Karl wünscht wirklich Gelegenheit zur Beschäftigung: seit der Abendgesellschaft bei Herrn Tigré hat aber noch Niemand daran gedacht, ihn zu verwenden, und durch wen könnte er empfohlen werden, da er keine Gesellschaft besucht? Justin geht nur an seine Arbeit und zuweilen zu seiner Mutter, dort könnte er Karls Violine nicht anbringen.

Leonie befindet sich zwar besser, ist aber noch äußerst schwach; aufstehen kann sie noch nicht und noch weniger arbeiten, was sie am meisten betrübt. Jeden Augenblick, den Justin nicht der Arbeit widmet, bringt

er bei ihr zu, und da er sieht, wie sehr sie sich bekümmert, ihrer Familie nicht nützlich sein zu können, ersinnt er jeden Tag irgend eine neue List, sie glauben zu machen, daß ihr Mann viel zu thun habe; wenn er kommt, sagt er zu Karl: „Bei dem Portier hat man nach Ihnen gefragt und eine Adresse hinterlegt, damit Sie mit Ihrer Violine zu einer Abendgesellschaft kommen!" Ein andermal gibt er vor, Jemanden begegnet zu sein, der ihn gebeten habe, ihm einen Musiker für eine Hochzeit oder ein Fest zu verschaffen. Karl, mit ins Geheimniß gezogen, geht alsdann mit seinem Instrument unter dem Arm fort; Leonie ist dann ruhiger, ein wenig Heiterkeit zeigt sich wieder auf ihrem Gesicht, und Justin, der sie von der Last der Erkenntlichkeit befreit, findet sich durch den Strahl der Freude, der aus ihren Augen glänzt, hinlänglich belohnt.

Doch die Abwesenheit ihres Sohns ist eine große Entbehrung für die arme Mutter; um sich dafür zu entschädigen, daß sie ihn nicht sieht, spricht sie beständig von ihm; sie wünscht nur darum die Wiedererlangung ihrer Kräfte, um bälder auf das Land zu gehen, wo sie ihn glaubt; in allen ihren Hoffnungen, in allen ihren Planen für die Wiederkehr der schönen Jahreszeit nimmt ihr Sohn eine Stelle ein. Es ist peinlich, wenn man hören muß, wie sich Jemand in einem Glücke wiegt, von dem man weiß, daß es ihm nie zu Theil werden wird! Justin's und Laura's Herz wird jedesmal zerrissen, wenn sie Leonien von Felix sprechen, und ihre Freude, ihn wiederzusehen, ausdrücken

hören; damit Karl seine Frau nicht hört, geht er beinahe jeden Abend aus; vorgeblich um bei einer Abendgesellschaft Violine zu spielen, in Wirklichkeit aber, um mit Mongerand einen Theil des Geldes zu vergeuden, welches der junge Arbeiter ihm heimlich zusteckt. Während seiner Abwesenheit leistet Justin nach der Rückkunft von seiner Arbeit Laura und ihrer Mutter Gesellschaft; neben dem Bette der in der Genesung Begriffenen sitzend, Laura zuweilen auf seine Arme nehmend, hört er seufzend Leonie von ihrem Sohne sprechen.

„Mein armer Felix! wie sehr wird es mich freuen, ihn wiederzusehen!" sagt Leonie eines Tages die Hand ihrer Tochter in der ihrigen drückend, ich fühle an dem Kummer, den mir seine Abwesenheit verursacht, wie theuer er mir ist! ... doch liebe ich Dich darum nicht weniger zärtlich, meine gute Laura! ... aber Du und Dein Bruder, ihr seid mein ganzes Gut, meine ganze Hoffnung für die Zukunft! ... mein Herz trennt euch nicht in meinem Andenken! ... O! nicht wahr, Laura, Du liebst deinen Bruder auch recht sehr? ... und ich bin sicher, daß Dich seine Abwesenheit eben so sehr langweilt, als ihn? ... he ... antworte doch? ..."

„Ja, Mama ... ich bin traurig, daß ich ihn nicht mehr sehe," antwortet Laura, sich nach Kräften bemühend, die Thränen, die ihr in den Augen stehen, zurückzuhalten.

„Ei! wie, liebes Kind ... das macht Dich weinen? ... geschieht es aus Kummer, weil Du Deinen

Bruder nicht mehr siehst?... — Ja, Mama, aus Kummer... — Arme Kleine, küsse mich... doch wir werden ihn bald wieder sehen... Herr Justin... Sie, der Sie so gut... so gefällig für mich sind... ach! wenn Sie mir eine große Freude machen wollten!..."

„Sprechen Sie, Madame, was muß ich thun?... — Nach Gagny zu Ihrer Tante gehen, meinen Sohn besuchen und mir Nachricht von ihm bringen... — Ich gehe, Madame... — Können Sie es morgen thun?... — Ja, Madame. — Ah! desto besser... Um welche Stunde fährt der Wagen ab?... wann werden Sie wieder zurück sein?... — Ich gehe sehr frühe und werde um vier Uhr zurück sein... — Ach! Sie werden ihn sehen... ihn für mich küssen!... Sie fragen ihn, ob er mich dort nicht vergesse?... und wiederholen mir seine Worte!... — Ja, Madame."

Am andern Tag stellt sich Justin, als reise er nach Gagny; und beim Zurückkommen nach dem Essen muß er Leonie Nachrichten von ihrem Sohne bringen; er sieht sie noch so schwach, so leidend, daß er sich wohl hütet, sie die traurige Wahrheit ahnen zu lassen. Auf diese Weise unterhält man Leoniens Irrthum und die arme Mutter fährt fort, sich in Täuschungen zu wiegen.

Drittes Kapitel.

Das Orchester einer Kneipe.

Das schöne schwarze Kleid, das Mongerand mit der Börse des Papa Tigré gekauft hatte, ward verkauft, gegen eine Kappe und fünf Franken baar Geld der neue Hut vertauscht; kurz von dem glänzendsten Kostüm des Verlobungsballs ist nichts mehr übrig, als die schwarzen Beinkleider, welche mit einem alten Jagdfrack, den der ehemalige Husar trägt, einen seltsamen Contrast bilden; da jedoch Mongerand nicht sehr geduldig aussieht, so erlauben sich diejenigen, welche seinen Aufzug possierlich finden, doch nicht, ihm ins Gesicht zu lachen.

Karl hatte nicht immer Geld zum Zechen; Justin, der das Verfahren seines Nachbars bemerkte, besorgte häufig selbst den Einkauf der für Leoniens kleine Haushaltung nothwendigen Lebensmittel, indem er dieser sagte, es geschehe, um Karl zu verbinden und die Mühe des Ganges zu ersparen. Leonie that, als glaube sie Justin; sie ließ sich jedoch nicht beständig von seinem Vorgeben täuschen; ein bitteres Lächeln, ein Seufzer, die ihr dann entschlüpften, bewiesen, daß sie einen Theil der Verbindlichkeiten errieth, welche sie dem jungen Arbeiter schuldig war.

Mongerand befand sich in sehr übler Laune, daß er keine Flora mehr zu betrügen, keine Themire mehr spazieren zu führen, über die Börse keines Freundes mehr zu verfügen hatte. Karl langweilte sich, ins

Café einzutreten, nur um Journale zu lesen und sich am Ofen zu wärmen, er war unzufrieden mit sich selbst, seiner vergangenen Lebensweise, seiner gegenwärtigen Unthätigkeit, und suchte sich zu betäuben, weil dies für viele Leute bälder geschehen ist, als sich zu bessern.

Eines Morgens geht Mongerand mit heitrerer Miene als gewöhnlich auf Karl zu; er hat eine Hand in die Seite gestemmt und in seiner Physiognomie liegt etwas Triumphirendes, so daß Karl zu ihm sagt: „Was ist Dir denn widerfahren?"

„Endlich haben meine Schritte glücklichen Erfolg gehabt!... wir sind placirt, mein Lieber! — Wie... wir?... alle beide? — Ei freilich, alle beide!... ich habe sogar noch einen Platz zu vergeben ... Wenn ich einmal anfange, ich, dann geht es gut! — Und wo sind wir denn placirt? — In einem Orchester, zum Henker! — Wirklich?... bei der großen Oper? — Nicht ganz, man muß doch wohl einen Anfang machen... In der Courtille... unterhalb von Belleville ... im Salon zu den zwei Freunden, werden wir unser Talent entfalten... — Ha, wie, bist Du auch Musiker, Du?... — Das geht Dich nichts an... sei ruhig... ich werde das Meinige thun... — Und in einer Kneipe? — Nun, ja denn!... was liegt daran?... wenn man uns nur gut bezahlt... und dessen habe ich mich versichert ... ich ließ mir ein Haftgeld geben, das wir auf der Stelle verzehren wollen... Folge mir, die Austern warten schon...

und Du wirst Bekanntschaft mit dem braven Manne machen, der uns diese gute Lese verschaffte."

Karl folgt Mongerand in eine kleine Winkelschenke, sie treten in ein Zimmer, wo der Tisch gedeckt und die Austern bereits aufgetragen sind: hier sitzt ein guter Alter, mit einem Weingesicht voll Finnen, in einen schlechten haselnußfarbenen, mit Flecken von verschiedenen Farben besetzten Wintermantel gehüllt.

„Vater Duhaut," sprach Mongerand beim Eintritt, „ich stelle Ihnen hier meinen Freund Karl vor, den ersten Violinisten für den Contretanz!"

Der gute Alte zieht seinen Hut ab und verbeugt sich vor einer gegenüberstehenden Tafel.

„Was macht er denn da?" fragt Karl leise. — „Ach! gib darauf keine Acht, er ist blind, was ihn indeß nicht hindert, die Clarinette gleich einem Tiroler zu spielen!... Nun, Vater Duhaut, zu Tische! die Austern sind aufgetragen!..."

„Ah, gerne!" versetzt Vater Duhaut, indem er sich anschickt, auf eine Partie Teller zu sitzen; allein Mongerand faßt ihn beim Arm und geleitet ihn an seinen Platz, wo der alte Spielmann beweist, daß er zum Essen nicht zu sehen braucht, denn seine Hände tappen unaufhörlich auf dem Tische umher und wenn er nichts mehr in den Schüsseln findet, greift er in die Teller seiner Nachbarn.

„Mein lieber Karl, nimmt Mongerand das Wort, indem er die Gläser mit schlechtem weißen Weine vollgießt, der die Austern hinabschwemmt, Du siehst in dem Vater Duhaut einen der besten Musiker der

Courtille; seit fünfundvierzig Jahren spielt er dort zum Tanze! nicht wahr, alte Clarinette? — Meiner Treu, ja! denn ich habe ungefähr im zehnten Jahre angefangen!... Wo ist mein Glas?... — Da Ihr habt es!... auf Eure Gesundheit!... Vater Duhaut ist blind geworden, das hat ihm jedoch nichts von seiner Geschicklichkeit benommen!... — Meiner Treu, nein!... ich glaube, daß ich im Gegentheil ein feineres Gehör bekommen habe! — So fein, daß Vater Duhaut, welcher mit gutem Grund das Vertrauen aller Traiteurs besitzt, welche tanzen lassen, vom großen Saint-Martin bis zur Ile-d'Amour, den Auftrag erhielt, das Orchester des Balls zu reformiren. — Meiner Treu, ja! weil die Musiker, aus denen es bestand, der Conscription verfallen sind, ei! ei! — Wie, bist Du auch der Conscription verfallen, Du, meine arme Clarinette? — O! bei mir ist's schon lange vorbei!... Sind keine Austern mehr da? — Nein, Vater Duhaut... und ich benachrichtige Euch, daß Ihr in diesem Augenblick meine Schalen nehmt!... aber hier sind Kalbsrippchen mit Essiggurken, die Ihr gerne eßt, wie ich glaube! — Meiner Treu, ja!... ei! ei!... ich bin gut hier! — Kurz, Karl, nachdem ich Gelegenheit gehabt habe, die Bekanntschaft des ehrenwerthen Vater Duhaut zu machen, wie er eines Abends von der Courtille zurückkommend, hartnäckig auf seinen Hund losprügelte, der sich einfallen ließ, verliebt zu sein, so sprach ich ihm von Dir, von Deinem seltenen Talent auf der Violine, von der originellen Art, wie Du das Trallala

zu einem Walzer arrangirtest; er wünschte Dich kennen zu lernen, zu verwenden; allein ich machte ihm begreiflich, daß Du Chef des Orchesters sein wolltest; nunmehr bietet er Dir an, die Musik der beiden Freunde zu leiten, wovon er selbst ein Mitglied sein wird... Nicht wahr, alte Clarinette, Du wirst dabei spielen? — Meiner Treu, ja! um so mehr, als ich für den Augenblick frei bin! — Nehmt Euch in Acht, Vater Duhaut, Ihr kommt mit Euren Fingern in die Schüssel!... — Ich suche mein Brod!... — Ihr habt Alles gegessen, ich will Euch aber anderes geben... Ah! Donnerwetter, die Clarinette läßt sich's schmecken! — Ha so! hört einmal, meine Kinder! zu einem guten Orchester müssen wir unserer viere sein! — Das werden wir auch... — Die erste Violine... man braucht nur eine... — Das ist Karl! — Eine Clarinette... — Das seid Ihr. — Eine Baßgeige. — Die habe ich für Euch; ich habe Einen unter der Hand, der eben aus dem Conservatorium kommt. — Und endlich eine Pauke. — O! die übernehme ich!... ihr werdet sehen, wie ich spiele... man soll eine Kanone zu hören glauben!... Und sechs Franken für die Person, nicht wahr? — Ja und zwanzig Sous außerdem für den Chef des Orchesters. — Sehr gut, Alter!... Du hast mir bereits fünf Franken gegeben, folglich bist Du uns noch vierzehn Franken schuldig! — Der Unternehmer des Balls wird bezahlen!... er war so gefällig, mir die hundert Sous vorzustrecken, weil ich mich verbürgte, ihm für heute Abend ein Orchester zu bekommen. —

Sehr gut!... Ha so, die Instrumente werden hoffentlich dort sein? denn ich habe zu Hause ebensowenig eine große, als eine kleine Trommel! — Die Baßgeige und die Pauke sind im Orchester des Ballsaals! Die kommen nie daraus weg! — Nun, das laß ich mir gefallen; was Karl betrifft, der wird seine Violine mitbringen!... er hat eine ganz ausgezeichnete. — Wenn wir diesen Morgen eine kleine Probe halten könnten? Nein, Vater Duhaut, das ist unnöthig, Künstler wie wir haben keine Probe nöthig! es wird besser gehen, als wir nur wünschen. — Meiner Treu, ja, in der That!... Gibt's nichts mehr zu essen? — Nein, Vater Duhaut, denn, Donnerwetter, Ihr verschlingt Alles wie ein Haifisch! — Alsdann will ich wieder in die Courtille zurück; ich habe nnten einen Gesellschafter!... Auf diesen Abend um sechs Uhr zu den „zwei Freunden..." — Geht, meine arme Clarinette, rechnet auf uns!"

Vater Duhaut geht mit seinem Hund am Arm eines Freundes; Mongerand bezahlt und verläßt mit Karl die Schenke; unterwegs beginnt der erstere: „Nun denn! Du bist hoffentlich zufrieden? — Aber... in einer Kneipe spielen... — Ei! Donnerwetter, für das Talent gibt's keine unbedeutenden Orte!... die großen Schauspieler, welche der Bühne Ehre machen, haben beinahe alle auf den kleinen Theatern der Boulevards zu spielen angefangen. Zudem hatten wir Geld nöthig!... Wir haben sonach noch vierzehn Franken zu theilen! — Nein! weil Du den Baß noch bezahlen mußt. — Ah! Du bist doch immer

ein guter Kerl! Du glaubst, ich werde da so Jemanden sechs Franken geben, damit er auf einer groben Saite Brr, Brr mache? so dumm bin ich nicht! ich will einen Baßgeigenspieler finden, dem ich zehn Sous bezahle, das ist genug! — Pah! wahrhaftig! — Sieh, das kleine Kerlchen, das vor Deiner Thüre sitzt... Stiefel wichst und Commissionen besorgt, der paßt für mich!... hier wären wir nahe bei ihm, Du sollst sehen, wie ich ihn für zehn Sous anwerbe!"

Mongerand winkt dem kleinen, an Karls Wohnung lebenden Savoyarden; das Kind beeilt sich zu fragen, was man von ihm wolle.

„Du besorgst Commissionen, Kleiner, nicht wahr? — Ja, Moussier. — Doch am Abend mußt Du nichts zu thun haben. — Nein, Moussier. — Willst Du diesen Abend zehn Sous verdienen, und vielleicht noch Erfrischungen dazu? — Ja, Moussier, gerne. — So bleibst Du heute Abend von sechs bis zwölf Uhr bei uns. — Ja, Moussier, und was soll ich machen? — Sei ruhig, das ist nicht schwer. Sei um drei Viertel auf sechs Uhr bereit; Du folgst diesem Herrn, wenn er aus seinem Hause geht. — Ja, Moussier. — Adieu, Karl; heute Abend an unserem gewöhnlichen Zusammenkunftsort... und vergiß nicht den Contrebaß mitzubringen."

Mongerand entfernt sich. Karl steigt in seine Wohnung hinauf; er ist ganz munter und aufgeräumt, reibt sich die Hände und nimmt beim Eintritt in sein Zimmer sogleich die Violine herab.

Leonie war aufgestanden; seit drei Tagen begann

sie, ihr Bett während einiger Stunden zu verlassen, sie schleppte sich bis zu einem Sessel beim Kamin, wo es durch Justins Sorgfalt nie an Holz fehlte. Hier machte die Wiedergenesende, betrübt, noch nichts arbeiten zu können, Plane für die Zeit, wo sie ihre Kräfte wieder erlangt hätte, und sprach, während sie ihre Tochter küßte und liebkoste, unaufhörlich von ihrem Sohn.

Leonie bemerkt Karls heitere Miene, sie sieht ihn seine Geige herabnehmen und sagt daher: „Du hast wieder Beschäftigung gefunden? — Ja, meine liebe Freundin! — Ah! der Himmel erbarmt sich unserer. — Diesen Abend bin ich Kapellmeister. — Und wo denn? — Bei einem Ball... — Einem Gesellschaftsball? — Ja... bei einer öffentlichen Gesellschaft... — Und wer verschaffte Dir das? — Jemand... den Du nicht kennst." —

Karl war verlegen. Leonie gewahrte es, sie hört nun auf, ihn zu befragen. Als er sich ihr jedoch nähert, spricht sie: „Du hast in der Stadt gefrühstückt. — Nun gut, weiter? — Mit wem? — Ah! zum Henker!... mit wem!... Was macht Dir das, ich kann also nicht einmal eine Artigkeit von Jemanden annehmen. — Karl, Du bist Dein eigner Herr, allein Du weißt, daß es eine Person gibt, welche Du nicht mehr sehen wolltest... — Geh, genug davon, laß mich einstudiren auf diesen Abend; ich leite ein Orchester, und es liegt mir daran, daß es gut gehe."

Leonie schweigt, Karl spielt seine Contretänze wieder durch, um halb sechs Uhr schickt er sich zum Fortgehen an, mit seiner Geige unter dem Arm, seine Frau sagt zu ihm: „Aber Du hast keine frische Wäsche angelegt... Du bürstest Dich nicht einmal... — O! ich bin so ziemlich sauber! . . . Adieu, ich nehme meinen Schlüssel mit, denn man soll bis zwölf Uhr tanzen... Ermüde Dich nicht... lege Dich zu Bett, schlafe... das wird Dir gut thun."

Karl ist fort. An der Hausthüre angelangt, gibt er dem kleinen Savoyarden einen Wink, der ihm sogleich folgt, und nicht lange, so treffen sie mit Mongerand zusammen, der bei ihrem Anblick ausruft: „Sehr gut... Ach! Donnerwetter, welchen Teufels-Sabbath werden wir im Verein mit der alten Clarinette machen! — Ich bin nicht so ruhig wie Du... Versteht der Kleine den Contrebaß zu spielen?... — Wenn ich Dir sage, es ist hinlänglich, daß er den Fiedelbogen auf den Saiten hin und her spazieren läßt... gleichviel auf welcher Seite... glaubst Du denn, die Leute, denen wir zum Tanze aufspielen, hätten ein so zartes Ohr?... Nicht bloß ein-, sondern zehnmal sah ich auf Dorftänzen die Baßgeige von einem Straßenjungen gestrichen, der keinen Begriff von der Musik hatte. Ueberdies bin ich da mit meiner Pauke... ich übertäube euch Alle, wenn ihr nicht richtig spielt!... bum!... bum!... Ah! wie ich drauf losschlagen will. Vorwärts... Kleiner, Du marschirst hinter uns d'rein!"

Man langt in der Courtille an; Vater Duhaut

prügelte gerade seinen Hund vor der Thüre der Schenke, deren Orchester er gebildet hatte.

„Hier sind wir, alte Clarinette, führet uns ein! — Ah! meiner Treu, ja... wir wollen hinauf... Seid ihr alle drei da?... Ja, ja. — Der Herr, der die Baßgeige spielt, ist dabei? — Ja doch, wir sind alle da. — Nun gut, so folgt mir, ich kenne Alles im Hause."

Vater Duhaut tritt ein und gewinnt die Treppe, welche zum Salon führt. Der Herr des Etablissements, der gerade an seinem Einnahmetisch sitzt, ruft ihm zu: „Nun, bringt Ihr mir ein Orchester, Vater Duhaut? — Ja, ja, die Herren sind es, die mir folgen. — Ah! gut... Ei, der Tausend; es ist ein Kind unter Euren Herren. — Dieses Kind hat das Genie der Kunst! entgegnet Mongerand, stolz vor den Traiteur tretend, und ich denke, Ihr werdet nicht oft Künstler bekommen, wie wir sind!"

„O! mein Herr, ich bin ganz ruhig, antwortet der Traiteur, auf welchen Mongerands Versicherung ihren Eindruck nicht verfehlt. Nur hinauf... meine Herren, und fangt gefälligst sogleich an! es sind schon viele Tänzer oben."

Unsre Künstler begeben sich in den Tanzsaal; in der Mitte desselben ist ein großes Orchester aufgerichtet, welches bequem zehn Musiker fassen könnnte; durch eine kleine, hinten angebrachte hölzerne Stiege gelangt man dahin. Vater Duhaut klettert wie ein Eichhorn hinauf. Karl folgt ihm, Mongerand desgleichen, wobei er dem kleinen Kerlchen zuruft, eben=

falls nachzukommen. Hier ist die große Trommel nebst dem mächtigen Schlegel aufgehängt, etwas weiter unten lehnt die Baßgeige. Inzwischen geht Mongerand auf und ab, indem er ausruft: „Ah! Donnerwetter, hier also sollen wir uns versuchen!“

„Meiner Treu, ja, sagt Vater Duhaut, sein Instrument aus der Tasche ziehend. Ha so, was sagte denn aber der Wirth so eben... sieht der Contrabassist wie ein Kind aus? — Ah!... von ferne... weil er etwas klein ist... Stimmet an, meine Freunde!“

Während Vater Duhaut Karln den Ton angibt, setzt Mongerand den kleinen Savoyarden vor die Baßgeige, gibt ihm den Bogen in die Hand und belehrt ihn: „Sieh, Alles, was Du zu thun hast, ist, Deinen Bogen auf diesen Seiten, gleichviel auf welcher, hin und her spazieren zu lassen... da es jedoch deren drei hat, so spielst Du, damit es schöner ist, bald auf der einen. bald auf der andern. — Ja, Moussier. — Wenn ich Dich ansehe, streichst Du zwei zugleich, und aus Leibeskräften, verstehst Du? — Ja, Moussier. — Versuchs ein wenig vor mir.“

Der Savoyard fährt mit seinem Bogen auf den Saiten des Instruments hin und her, statt dies aber mit dem Roßhaar zu thun, nimmt er die Holzseite, was einen unendlich unangenehmen Ton hervorbringt, und zwar so sehr, daß die gewöhnlichen Tänzer des Balls „der beiden Freunde,“ die doch gerade keine zarten Nerven haben, zu schreien anfangen: „Ach! welche Hundemusik!“

Mongerand gibt dem kleinen Kerlchen einen Tritt und dreht ihm den Bogen mit den Worten um: „Das soll Dich lehren, musikalisch zu werden! . . . Gib Achtung, Schlingel!“

Das kleine Kerlchen reibt sich unter Gesichterschneiden an dem gezüchtigten Theil; Vater Duhaut tritt näher und spricht: „Was hat er denn? — Nichts Clarinette, die Baßgeige stimmt. — Ah! laßt hören, gebt mir gefälligst Euer A an.“

Mongerand winkt dem Kleinen, mit seinem Bogen zu spielen, und zufällig trifft er die verlangte Note.

„Ihr seid zu hoch!“ bemerkt der Blinde.

„So setze ich mich auf den Boden, Moussier, erwidert das gute Kerlchen. — Wie? Ihr wollt Euch setzen... was sagt denn der Contrebaß da?... Vorwärts, Vater Duhaut... laßt uns anfangen... Ihr verliert eine unendliche Zeit mit dem Stimmen, und das ist hier überflüssig... man wird da unten ungeduldig.“

Wirklich hatten auch die gewöhnlichen Gäste bereits ihre Damen aufgefordert, stellten sich auf und riefen: „Die Musik! die Musik!“

Vater Duhaut zog eine Rolle mit Musikblättern aus der Tasche, welche er Karl mit den Worten darreicht: „Nicht wahr, Ihr werdet diese spielen?... fangt bei der ersten Quadrille an.“

„Das werde ich nicht spielen, versetzt Karl, ich lese die Noten nicht vom Blatt weg... sie zu lernen, brauche ich acht Tage; ich spiele, was ich weiß.“ —

„Ah! meiner Treu, das ist sauber!“ versetzt Vater Duhaut, zornig mit dem Fuße stampfend. „Wie soll ich meine Partie machen, wenn ich nicht weiß, was Ihr spielen werdet?... Wie, ein so berühmter Violinist kann keine Noten lesen ... Wenn ich das gewußt hätte!“

„He, alte Clarinette, macht nicht den Bösartigen!“ fällt Mongerand ein, den Blinden zum Sitzen nöthigend; „mach' Du Deinen Theil oder mach' ihn nicht! da scher' ich mich nichts drum!... aber brumme nicht, sonst nehme ich Dich zu meiner Pauke.“

Brummend setzt Vater Duhaut seine Clarinette an, Karl macht mit seiner Violine den Anfang, Mongerand paukt auf die große Trommel los, als wollte er sie entzwei schlagen, der kleine Savoyarde streicht, Mongerand erschreckt anblickend, auf seinen drei Saiten herum. Zum Glück kennt Vater Duhaut die von Karl gespielten Contretänze, was ihm seine gute Laune wieder gibt; er bläst seine Partie mit aller Kraft seiner Lungenflügel, um es Mongerand gleich zu thun. So geht die Quadrille ohne Hinderniß zu Ende, nur rufen die Tänzer zuweilen: „Die große Trommel nicht so stark.“ Doch Mongerand, entzückt über den Lärm, den er macht und der ihn selbst betäubt, hörte die Bemerkungen der Tänzer nicht.

„Nun gut! Vater Duhaut, ich glaube, das war ganz ordentlich gebrummt?“ sagte Mongerand nach beendigtem Contretanz.

„Ja... diese kenne ich... aber der Baß macht...

— Desto besser, ich wollte, er machte uns auf der Stelle eine Torte, denn ich habe Hunger. Ha so, theilt man hier keine Erfrischungen unter die Musiker aus? — Ah! doch, freilich... eine Flasche für den Abend. — Eine Flasche für Alle? — Meiner Treu ja! — Wie großmüthig!... Holla, Kellner! Wein, Gläser, vier Flaschen sogleich."

Der Kellner sieht Mongerand verwundert an und erwidert: „Vier Flaschen ... so viel gibt man der Musik nie. — Gib uns schnell, was ich verlange, Dickkopf, und mach' keine Einwendungen, denn das mißfällt mir."

Der Kellner geht und fragt seinen Herrn um Rath. „Bring' ihnen, was sie verlangen," sagt dieser, „was sie zu viel nehmen, ziehe ich ihnen an ihrer Einnahme ab."

Man bringt dem Orchester Wein, Mongerand schenkt die Gläser voll; er theilt davon dem kleinen Savoyarden, Vater Duhaut und Karl mit. Inzwischen ist der Wirth in den Tanzsaal heraufgekommen und ruft den Musikern zu:

„Vorwärts doch, Orchester! Ihr belustigt euch mit Trinken und spielt nicht, so geht's nicht an."

Mongerand begnügt sich, dem Wirth ins Gesicht zu lachen, und führt einen Schlag auf die große Pauke als Zeichen des Anfangs.

„Welche Contretänze spielt ihr?" fragte Vater Duhaut.

„Die nämlichen!" antwortet Mongerand, seine

Halsbinde stolz bis zur Nase hinaufziehend. „Sie sind zu gut, als daß man sie nicht aufs Neue spielen sollte. — Ja," ruft Karl, bereits etwas erhitzt, aus, „die nämlichen mit Variationen."

Die nämlichen Contretänze werden gespielt; nur fährt diesmal der kleine Savoyarde, der den Wein nicht gewohnt und schon benebelt ist, wie ein Besessener mit seinem Bogen hin und her, damit er noch größern Lärm mache; was ihm von Zeit zu Zeit einen Blick des Beifalls von Seiten Mongerands einträgt.

Während der Pauker nach der Quadrille die Gläser seiner Kollegen füllt, nähert sich der Wirth dem Orchester mit dem Worten:

„Man beklagt sich, daß die große Trommel zu viel Lärm mache ... man hört die übrigen Instrumente nicht."

„Wer beklagt sich darüber?" fragt Mongerand, sich mit seinem Glas in der Hand über das Geländer des Orchesters herabbeugend.

„Ei, wer sonst, als die Tänzer? — So sagen Sie ihnen, sie sollen sich um ihre Beine bekümmern und uns in Ruhe lassen ... ich werde etwas stärker spielen, und damit Punktum. — Aber erlauben Sie mir, mein Herr, mir scheint, daß ich hier der Herr bin ... und wenn ich Ihnen sage, Sie sollen weniger stark spielen, so müssen Sie auf mich hören. — Das wäre närrisch! wir sind Herren in unserem Orchester; gehen Sie nur in Ihre Küche, dort mögen Sie glänzen ... Auf Ihre Gesundheit, lieber Freund!"

Höchst mißvergnügt über den Ton von Mongerands Antwort, flüstert der Wirth der Clarinette heimlich zu: „Vater Duhaut! Ihr habt mir da sehr störrische Musiker gebracht ... sie wollen nicht auf mich hören.“

Vater Duhaut, durch die vielen ihm zu Theil gewordenen guten Schlücke weich gestimmt, antwortet aber kopfschüttelnd: „Ach, meiner Treue!... es sind sehr liebenswürdige Künstler... Sie regaliren mich seit diesem Morgen!“

„Voran doch, Musik!“ schreit ein kleiner Mann im Stutzfrack, ein alter Kunde des Hauses, der während der Zwischenakte des Tanzes seine Beine und Schenkel beständig bewegt, um sich im Athem zu erhalten. „Das geht ja gar nicht da oben! ... die Musiker trinken nur, statt zu spielen!“

„Wer hat da von den Musikern gesprochen?“ fragt Mongerand, sich rittlings auf seine Pauke setzend. „Wenn man uns etwas zu sagen hat, so bin ich da, um Antwort zu geben!... auch um drein zu schlagen, wenn es nöthig ist.“

Die Gäste, sowohl Tänzer als Trinker, sahen Mongerand verwundert an; ein Murren läßt sich vernehmen; man findet das Benehmen des Paukers höchst unverschämt, und da es unter den Hausgästen Kerls gibt, welche eben solche Streitköpfe sind, wie Mongerand, so ist schon davon die Rede, in das Orchester hinaufzusteigen und den Musiker, der sie zu verhöhnen scheint, daraus zu vertreiben. Vater Duhaut hat einige der unter den Tänzern gewech-

selten Reden gehört, er tappt daher nach dem Hintergrund ihrer Estrade und sagt zu dem kleinen Savoyarden: „Man muß nicht gleich Alles so übel nehmen, und die Tänzer herausfordern... es ist hier nicht gut, sie zum Zorn zu reizen!...“

„Ich, Moussier, ich habe gar nichts genommen!... Ich habe nur die zwei Gläser getrunken, die man mir einschenkte. — Wer ist denn da?“ ruft der Blinde mit dem Fuße stampfend, „läßt man denn Fremde in unser Orchester herauf?“

Der Herr des Hauses bemüht sich, die Gäste zu beruhigen und sie glauben zu machen, daß der Pauker mit den Worten, ich bin da um drein zu schlagen, nur von seiner großen Trommel sprechen wollte. Diese Erklärung besänftigt die Gemüther, und diesen Augenblick ergreifend, läuft der Wirth schnell zur Musik und sagt zu Karl: „Herr Violinist, ich fordere Sie auf, den Contretanz augenblicklich anzufangen.“

Karl hält es für klug, diesem Verlangen zu willfahren, denn die Blicke der Tänzer sind nichts weniger als beruhigend. Er nimmt seine Violine und sagt zu Vater Duhaut: „Den nämlichen mit andern Variationen!“

Die Quadrille wird angefangen; Mongerand bleibt rittlings auf seinem Instrument, was ihn nicht hindert, mitzumachen, indem er gewandt zwischen seinen Füßen hinabpaukt. Doch kaum sind zwei Figuren zu Ende, als mehre Tänzer ausrufen: „Ha so! das ist immer die nämliche Leier!... Machen sich die da oben über uns lustig?... Holla ho!... Musik!

andere Contretänze... und schneller, als diese!... Etwas Neues... Hübsches!..."

„Ja, etwas Zierliches!..." bemerkt der kleine Mann im Stutzfräckchen. „Glauben Sie denn, wir werden es nicht tanzen können?... — He da, he da! andere Contretänze!"

Karl hielt inne, er wendet sich dem Vater Duhaut zu, der sehr geschäftig nach seinem Glase sucht, das er nicht mehr auf dem Boden findet, weil der kleine Baßgeiger sich erlaubte, es während einer Pause zu nehmen und austrinken.

„Nun bist Du schön in Verlegenheit," sagte Mongerand, „spiel' ihnen tra la la!... — O nein, ich weiß andere Contretänze ... Aber werdet Ihr mitmachen können? — Geh doch' geh doch! ich bin meiner Sache sicher. — Und Ihr, Vater Duhaut?..."

„Ich hatte es unter meinen Sessel gestellt und finde nun nichts mehr!..." antwortet der Blinde in seinem Suchen fortfahrend. Karl will die Tänzer nicht länger warten lassen; er fängt eine andere Quadrille an, Mongerand geht mit seinem Instrument den alten Gang fort; der kleine Savoyarde, nunmehr total besoffen, ist nicht mehr im Stande, den Bogen zu führen; Vater Duhaut nimmt seine Clarinette in den Mund, da er aber das von Karl angefangene Stück nicht kennt, so spielt er die Kreuz und Quer kleine Weisen, welche mit der Violine nicht im mindesten zusammenstimmen. Karl thut es in den Ohren weh; zornig blickt er auf den Blinden und ruft ihm zu: „Das geht nicht!... Seid lieber

still!" Allein Vater Duhaut will durchaus accompagniren, Karl ist ganz außer sich, er hält inne; die Clarinette machts ihm nach; der Contrebaß ist eingeschlafen; Mongerand allein fährt fort, und die Tänzer sind darauf hingewiesen, bei den Soli's der großen Trommel zu figuren.

Ein allgemeines Murren erhebt sich im Saal; Aller Blicke sind auf das Orchester gerichtet; ein Metzgerknecht aus der Umgegend ruft Mongerand zu: „Hör einmal, großer Lümmel!... statt daß Du Dich belustigst, als Bacchus auf Deiner Trommel zu spielen, schweig lieber und laß die Violine und die Clarinette fortmachen ... He da, Fiedler! ... schläfst Du?" ...

„Ich bin hier, um die Pauke zu schlagen, und werde nicht schweigen," antwortet Mongerand, indem er zu den Schlägen auf das Fell der Pauke noch Fußstöße auf das Holz derselben fügt.

Diese Rufe werden von drohenden Geberden, Flüchen und Fußstampfen begleitet; man umgibt das Orchester, setzt den Fuß an, um hinaufzusteigen. Karl nimmt seine Violine unter den Arm, der Blinde tappt nach der Treppe umher, der kleine Savoyard, vom Lärm aufgeweckt, versteckt sich hinter der Baßgeige; Mongerand fährt fort, auf sein Instrument loszuschlagen, indem er dazu singt: „V'là le bastringue, qui va commencer!" (Nun wird der Lumpentanz den Anfang nehmen!)

Der Wirth kam herbei, macht sich Platz durch die Menge, tritt ans Orchester und ruft Mongerand zu:

„Ich verbiete Euch, auf diesem Instrument fortzuspielen, und befehle Euch, fortzugehen.“

„Ach! ich soll nicht mehr auf Deiner Pauke spielen! versetzt Mongerand; nun gut, so soll auch kein Anderer mehr darauf spielen.“

Mit diesen Worten thut der alte Husar einen so kräftigen Fußtritt auf die große Trommel, daß das Fell durchlöchert wird, und sich beinahe im nämlichen Augenblick umwendend, tritt er mit einem zweiten Stoß auch die andere Seite des Instruments ein.

Ein allgemeines Geschrei erhebt sich in dem Saal: die gewöhnlichen Tänzer und der Wirth selbst kennen sich nicht mehr; die Einen wollen das Orchester von vorn mit Sturm nehmen, die Andern versuchen, durch die kleine Treppe von hinten einzudringen; Mongerand bietet allen Vorderen die Stirn, indem er sich des Holzwerks der Pauke wie einer Keule bedient; Alle, die heraufzusteigen versuchen, treibt er zurück und wirft sie hinab; Karl ruft er zu: „Vertheige die andere Seite! nimm die Baßgeige als Barrikade und den Vater Duhaut als spanischen Reiter!“

Karl versucht wohl, den Uebergang über die Treppe streitig zu machen, allein Vater Duhaut will nicht als spanischer Reiter dienen. Die Angreifer von vorn abgetrieben, stürzen sich in Masse auf die hintere Seite; die Baßgeige wird zertrümmert; Mongerand packt den Vater Duhaut und schiebt ihn vor die Treppe mit den Worten: „Haltet den Andrang aus!“ Der Blinde schreit, brüllt, indem er ohne Unterschied um sich her schlägt; die Treppe wird erstürmt, Vater

Duhaut zurückgeworfen, das Orchester forcirt, und Mongerand so wie Karl in dem Augenblick arretirt, wo der kleine Savoyarde, an der einen Brüstung des Orchesters hinaufkletternd, auf den Boden hinunter ruscht.

Die Kellner und Aufwärter hatten die Polizei zu Hülfe gerufen, damit die Ruhestörer festgenommen würden; die Wache kam herbei, ein Korporal läßt Karl und Mongerand greifen; man führt sie fort auf den Posten, während der kleine Savoyarde durch die Menge sich hinschleicht, die Thüre gewinnt und entrinnt.

Viertes Kapitel.

Er kommt zu spät.

Es war erst neun Uhr Abends; Leonie lag im Bette, schlief aber nicht. Die kleine Laura wollte noch wachen, weil ihr Freund Justin da war, und ihr, sie auf seinen Knien schaukelnd, sehr unterhaltende Geschichtchen erzählte.

Justin ward des Erzählens nicht müde, um dem Kind Freude zu machen und länger bei der Mutter bleiben zu können; Leonie hörte mit zerstreuter Miene zu, lächelte zuweilen und seufzte öfter.

Der junge Mann, der bei seinem Sprechen mit Laura jeder Bewegung Leoniens folgte, sagte bald zu dieser: „Fühlen Sie sich diesen Abend unwohler, Madame, Sie scheinen beengt?“

„Nein ... nein, Herr Justin, es ist mir gut ... allein mein Mann sagte mir nicht, in welchen Stadttheil er gehe ... wenn ihm etwas zustieße ... so würde ich's nicht erfahren! ... — Ei, Madame, warum sich denn im Voraus beunruhigen? ... Ihrem Gemahl wird nichts zustoßen ... gegenwärtig ist er gesetzt, vernünftig ... er will sich alle Mühe geben, Sie glücklich zu machen ... Ach! er muß so stolz, so glücklich sein, Sie zur Gattin zu haben! ...“

„Sie glauben, Herr Justin? Sie beurtheilen mich zu nachsichtig! ... Sie wissen nicht, daß ein Mann bei seiner Frau das sehr natürlich findet, was Sie Tugenden zu nennen belieben ... ihr Vorhandensein fällt ihm nicht auf, nur ihren Mangel würde er bemerken ... Wenn Sie verheirathet sind, werden Sie vielleicht eben so sein.“

„Ich sagte Ihnen bereits, Madame, daß ich mich nie verheirathen werde! ... — Dies in Ihrem Alter zu sagen, ist eine Thorheit! ... — O nein! denn ... ich werde nie eine Frau finden, wie ... eine Frau, welche ...“

Justin wagte nicht, seine Gedanken vollends auszusprechen: er schlägt die Augen nieder und schweigt. Nach einer Weile ruft Leonie aus:

„Wie langsam meine Kräfte wiederkehren! ... Mein Gott! wann werde ich denn meinen Sohn in meine Arme schließen können! ... Werden Sie bald nach Gagny zu Ihrer Tante gehen, Herr Justin? ...“

„Wann Sie wollen, Madame! — Ach! dann wünschte ich, daß es bald geschehen möchte! ... ich

fürchte, Sie um Ihre Zeit zu bringen! — Diese ist nicht verloren, wenn ich Ihnen nützlich bin. — Wodurch habe ich denn eine so völlige Hingebung verdient... Sie kennen uns erst seit so Kurzem? — Lange, ehe ich mit Ihnen sprach, kannte ich Sie, Madame; wenigstens sah ich Sie... von meinem Fenster aus... und ich bin der Meinung, daß es Freundschaften gibt, die nicht alt zu sein brauchen, um dauerhaft zu sein... — Ja, die Zeit trägt nichts zu den Gefühlen bei... denn es gibt viele alte Freunde, auf welche man nicht rechnen kann!... Laura, laß unsern Nachbar in sein Zimmer gehen... es ist Zeit, daß Du zu Bette gehst, meine Tochter... und ich halte es für unnöthig, auf Deinen Vater zu warten... er wird ohne Zweifel spät zurückkommen! — Mama, ich habe keine Lust zu schlafen... Noch ein Geschichtchen, Herr Justin..."

Das gerade wünscht Herr Justin; er will anfangen, als man anklopft.

„Man hat geklopft! sagte Leonie mit einem Gefühl des Entsetzens. Karl kann's nicht schon sein!... zudem hat er seinen Schlüssel; wollen Sie nachsehen, Herr Justin!"

Der junge Arbeiter öffnet; ein kleiner Savoyarde zeigt sich auf dem Gang.

„Ein Kind ist's: sagt Justin. — Ah! der Kleine, der sich immer an unsre Thüre stellt! ruft Laura. — In der That, fährt Justin fort, ich erkenne ihn... es ist der kleine Savoyarde von unten!... Ganz recht! was willst Du?... Was verlangst Du?"

„Ich will meine zehn Sous holen! versetzt der Kleine, ohne näher zu kommen. — Seine zehn Sous! was soll das heißen?... laß hören, tritt ein und erkläre Dich!"

Der kleine Savoyarde entschließt sich, einzutreten, und Leonie winkt ihm zu sich her.

„Du verlangst zehn Sous? Wer ist dir's denn hier schuldig? — Wahrlich... Ihr Mann!... der Portier sagte mir, daß Moussier Karl hier wohne... Ich kenne Moussier Karl wohl! ich sehe ihn alle Tage aus- und eingehen!... — Ja, gewiß, Herr Karl ist mein Mann, und hier wohnt er... Wenn er Dir schuldig ist, will ich Dich bezahlen!... Warum kommst Du aber so spät, um Dein Geld zu fordern? — Ha! Drum komme ich von dort außen... wohin mich Ihr Mann mitgenommen hatte, mit einem andern Moussier, seinem Freund, welcher der Befehlshaber der Musik des Balles war!... — Was sagt er?... Mein Mann hatte Dich diesen Abend mit sich genommen? — Ja, Madame, und man sollte mir zehn Sous geben, damit ich auf einem großen Instrument spiele, welches sie Bassa nennen!... ich sollte bis Mitternacht spielen... da man sich aber schlug, statt zu tanzen, so bin ich durchgegangen, während sie sich prügelten."

„Mein Gott! Herr Justin, welches neue Unglück zeigt mir dieses Kind da an?... — Beruhigen Sie sich, Madame, der Kleine weiß vielleicht nicht, was er spricht!... — O!... doch, ich weiß wohl, was ich spreche!... weil ich beinahe auch geschlagen

worden wäre!... — Man hat sich geschlagen! Aber wo kommst Du her? wo hast Du meinen Mann gelassen? — Ich komme von der Courtille... hinter der Barrière von Belleville... in einem recht schönen Ort, wo es recht warm ist, wo man Wein trinkt und tanzt!... — Und mein Mann machte Tanzmusik? — Ja, Madame; er spielte auf der kleinen Geige, ein Alter, der nicht hell sieht, blies die Flöte, der Moussier, ein Freund von Moussier Karl, polterte auf einer Trommel herum, und ich strich die Saiten einer großen Geige, die sehr hart war! — Und warum hat man sich geschlagen? — Ah! ich weiß nicht! — Aber mein Mann mischte sich wenigstens nicht in diese Geschichte? — O! ganz im Gegentheil! Moussier Karl und sein Freund prügelten sich am meisten! Der alte Moussier mit der Flöte schrie! er wollte keine Schläge!... — Ach! großer Gott! was hat er denn wieder gethan!... Wo hast Du aber meinen Mann gelassen?... was macht er, als Du fortgingst? sprich! antworte!..."

„Ei!... als ich zu entwischen suchte, war die Wache gekommen, und man arretirte Moussier Karl, wie ich fortging!..."

„Arretirt!... Karl!... ach! mein Gott!... was hatte er denn gethan?..."

Damit ließ Leonie ihren Kopf auf das Kissen zurücksinken, sie schien das Bewußtsein verloren zu haben; Laura erfaßte den Arm ihrer Mutter, kletterte zu ihr auf das Bett, um ihr Gesicht zu erreichen,

und rief: „Mama! Mama!... mach Dir doch keinen Kummer!..."

Justin bemüht sich, Leonien zu beruhigen und ins Leben zurückzurufen, und verwünscht den Jungen, der diese betrübende Kunde überbrachte. Unbeweglich bleibt der kleine Savoyard mitten im Zimmer stehen und murmelt vor sich hin: „Potz! ich glaubte, diese Dame werde recht froh sein, zu wissen, daß man ihren Mann arretirt habe!..."

Leonie macht eine letzte Anstrengung: sie nimmt ihre Kräfte zusammen und sagt zu Justin: „Noch einen Dienst!... aus Mitleid, gehen Sie mit diesem Kind! es soll Sie dahin führen, wo mein Mann war, Sie erkundigen sich, was er gethan, was die Ursache seiner Festnehmung ist... alsdann bemühen Sie sich, zu ihm zu gelangen... ihn frei zu machen... gehen Sie... ich zähle die Minuten!..."

„Ach! Madame, ich bin zu Allem bereit, was Sie wünschen! kann ich Sie aber in diesem Augenblick allein lassen!... in diesem Zustand... lassen Sie mich Jemanden herbeirufen! — Nein, ich bedarf nichts als Nachrichten von meinem Manne!... gehen Sie... ach! säumen Sie nicht länger!... — Sie wollen es... ich gehe! Komm, Kleiner, komm, führe mich!..."

Justin entfernt sich mit dem kleinen Savoyarden; Leonie bleibt mit ihrem Töchterchen allein; sie drückt diese in ihre Arme, wobei sie wiederholt ausruft: „O! meine arme Laura! Dein Vater sitzt gefangen...

dies letzte Unglück fehlte uns noch... das werde ich nicht ertragen können!..."

Die kleine Laura sucht ihre Mutter zu trösten, Leonie gibt sich jedoch den entsetzlichsten Vermuthungen hin; ihr ohnedies schon kranker Geist wird durch diesen neuen Unfall so sehr zerrüttet, daß sie alle Hoffnung, allen Muth verliert, und jeder Augenblick vergrößert noch ihre Angst und ihren Schrecken.

Es schlägt elf Uhr, und Justin ist noch nicht zurück. Leonie spricht nicht mehr, sie horcht, lauscht... ihr Athem ist gedrängt, keuchend... ja, sie hört die süßen Worte ihrer Tochter nicht mehr, welche mit dem Schlafe ringt, um ihrer Mutter Gesellschaft zu leisten. In dieser düsteren Lage verfließt eine weitere halbe Stunde; endlich hört man Jemand eiligst die Treppe heraufkommen, die Thüre geht auf... Justin erscheint... aber ist allein.

Leonie stößt einen schwachen Jammerlaut aus und läßt dann ihren Kopf zurücksinken.

„Beruhigen Sie sich, Madame, ruft Justin, dem Bette näher tretend; Herr Karl läuft nicht die mindeste Gefahr! ich habe ihn gesehen... ihn gesprochen... Morgen... morgen früh wird er Ihnen wiedergeschenkt sein, man hat es mir geschworen!..."

„Ist es wirklich wahr, täuschen Sie mich nicht? — Nein, Madame. Der Gegenstand des Streits ist sehr unbedeutend... der Herr Mongerand, welcher mit Ihrem Manne war, hat vom Orchester aus, wo er spielte, einige Tänzer beleidigt, höhnisch herausgefordert und dann Löcher in die große Trommel

getreten!... daher der Streit, die Schlägerei, doch nichts Ernstliches, nichts Beängstigendes. Ich bin auf die Wachtstube gegangen, wo man Ihren Gatten zurückhält, ich habe für ihn gutgesprochen, meine Adresse gegeben, dem Wirth Schadenersatz für das Zerbrochene angeboten; der Chef des Postens sagte mir, er könne Herrn Karl diesen Abend noch nicht gehen lassen, morgen soll er aber frei sein!..."

„Und das Alles ist wirklich so... nicht wahr, Herr Justin? — Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre! — O mein Gott!... wie mir das zusetzte!... Und meine Tochter, meine arme Tochter, welche sich nicht niederlegte und mich zu trösten versuchte! Geh, liebes Kind, leg Dich ins Bett!... Warte, daß ich Dich noch küsse! . . . — Du weinst nicht mehr, Mama?... — Nein, liebe Laura. — Du wirst auch schlafen? — Ja."

Laura legt sich schlafen; Justin hilft der Kleinen noch, dann kommt er zu Leonien zurück, deren Züge durch die Begebenheiten des Abends ganz verstört scheinen. „Wie befinden Sie sich jetzt, Madame? — Ach! ich habe sehr gelitten! ... im Herzen ... auf der Brust... überall... doch es wird vorübergehen. — Sie leiden noch, ich sehe es, Madame! Wollen Sie mir Ihrerseits auch eine Bitte gewähren? — Eine Bitte, ich... Justin!... Ach!... was vermag ich denn für Sie? — Mir erlauben, diese Nacht bei Ihnen zu wachen... hier unten zu bleiben... auf diesem Stuhl!... Sie sind krank... wenn ich Sie allein, ohne Beistand wüßte, würde ich gar keiner

Ruhe genießen! ... Hier wäre ich ruhiger! ... ich muß Ihrem Gatten für Sie bürgen! ... Madame, weisen Sie mich nicht ab! ..."

Einige Minuten gibt Leonie keine Antwort, endlich murmelt sie mit einer Stimme, deren Ausdruck etwas Feierliches hat: „Nun gut! ja ... diese Nacht ... bleiben Sie bei mir."

Leonie scheint erschöpft, sie schließt die Augen. Zufrieden, daß er sich nicht entfernen darf, setzt sich Justin einige Schritte vor dem Krankenbette auf einen Stuhl; die Lampe richtet er so, daß ihr Schein die Kranke nicht belästigen kann, und überläßt sich seinen Betrachtungen, indem er zuweilen den Kopf aufrichtet, um zu horchen, ob man schläft, wobei er jeden Athemzug Leoniens zu vernehmen sich bemüht.

Es ist drei Uhr Morgens; die Stille, welche bis jetzt im Zimmer geherrscht, wird durch ein dumpfes Stöhnen Leoniens unterbrochen; Justin nähert sich ihr mit der Frage: „Was haben Sie?"

„Ich fühle mich sehr übel," erwiderte die junge Frau mit erloschener Stimme; „die Vorfälle dieses Abends haben mich getödtet! ... ich hatte nicht die Kraft, sie zu ertragen! — Ach, Madame! Sie befinden sich übel! ... ich will Hülfe ... einen Arzt holen! ... — Gehen Sie nicht, Justin ... er käme zu spät ... Bleiben Sie bei mir ... damit ich mit Ihnen spreche ... solange ich noch die Kraft dazu habe ... — O! Sie werden nicht sterben ... denken Sie nicht daran! ... Nein, Madame! Sie werden nicht sterben! ... O, sagen Sie mir das nicht! —

Justin... ein Arzt wäre unnöthig... und jede Hülfe ebenfalls... Mein Leben erlischt... ich fühle es wohl! — Madame! Erbarmen!... O! sehen Sie... ich werde Ihnen beizustehen... Ihnen alles Nöthige zu geben wissen... O, es ist nichts!... eine Schwäche... aber sterben... Sie... kann das sein?..."

Damit rennt Justin wie wahnsinnig im Zimmer umher, wobei er in den Arzneikolben und Mixturen, welche Leonie gewöhnlich nahm, suchte; dann kommt er zurück; wirft sich vor ihrem Bett auf die Knie, und benetzt die Hand der jungen Frau mit seinen Thränen.

„Justin!... Sie beweinen mich, Sie!... Und meine Tochter... sie schläft... Ach! man darf sie nicht aufwecken. Laura... Felix! Sie werden sie nicht verlassen, Herr Justin, nicht wahr?... — Aber Madame, Sie werden nicht sterben! o, sagen Sie mir, daß Sie nicht sterben! — Karl wird zu spät kommen!... Justin... ich danke Ihnen für Alles, was Sie an mir gethan haben... Gerne hätte ich noch meinen Sohn sehen, küssen, an mein Herz drücken mögen!... mein armer Felix!... Er ist nicht mehr krank... nicht wahr?... Sie haben mir's gesagt... doch... ich will noch einmal zu Gott beten für ihn!..."

Leoniens Stimme erlosch; bald hört sie auf, verständlich zu werden, dann läßt sich auch kein Laut mehr hören, und die Hand, welche Justin in der seinigen hält, wird starr und kalt...

Lange, sehr lange bleibt der junge Arbeiter vor

dem Schmerzenslager auf den Knien. Noch immer hält er Leoniens Hand zwischen den seinigen gepreßt, er drückt sie, bedeckt sie mit Küssen, mit Thränen vermag sie jedoch nicht zu erwärmen; noch immer rief er Leonien, als sie ihn schon lange nicht mehr hören konnte; endlich malt sich eine düstere Niedergeschlagenheit in Justins Augen. „Sie ist gestorben!“ ruft er aus... „und unglücklich gestorben!... O mein Gott! was soll ich jetzt anfangen, da ich sie nicht mehr sehen werde!“

In seiner Verzweiflung stößt er seine Stirne gegen die Pfeiler des Bettes, schluchzt und bleibt bis es Tag wird vor demselben, während Laura, unbekannt mit dem Verlust, der sie betroffen, nur einige Schritte von ihm einen friedlichen und sanften Schlummer genießt.

Es war schon ziemlich lange Tag, als man die Vorthüre der Wohnung öffnete; Karl ist's, welchen der Chef des Postens endlich freigelassen hat. Leise tritt er herein, in der Meinung, seine Frau schlafe noch. Er erblickt Justin auf den Knien, die Stirne auf den Rand des Bettes gelehnt... und endlich erblickt er seine Frau...

Anfangs hat Karl keine Ahnung der entsetzlichen Wahrheit; als diese jedoch ihm unzweifelhaft vor Augen liegt, überläßt er sich der heftigsten Verzweiflung; er bricht in Verwünschungen gegen das Geschick, gegen sich selbst aus. Justin ist genöthigt, seinen eigenen Schmerz zu vergessen, um den seinigen zu besänftigen: „Sie wecken Ihre Tochter auf,“ sagt

er zu Karl, „bedenken Sie, daß die arme Kleine nur noch Sie hat!"

Laura schlug die Augen auf und ihr erstes Wort rief ihre Mutter. Justin nimmt die Kleine in seine Arme; er will ihr ein zu schmerzliches Schauspiel entziehen, und trägt sie in sein Zimmer; aber Laura fragt beständig nach ihrer Mutter; sie hört das Jammern ihres Vaters und ihr dem Alter vorangeeilter Verstand läßt sie den ganzen Umfang ihres Verlusts ermessen. Da es Justin nicht gelingt, ihren Schmerz zu stillen, so bittet er Karl, bei seiner Tochter zu bleiben, allein will er an Leoniens Seite wachen, abermals allein es über sich nehmend, daß ihr die letzten Ehren erwiesen werden, denn Karl hatte weder den Muth noch die Mittel dazu; Justins Freundschaft nimmt nicht ab am Tage des Unglücks; sie scheint im Gegentheil neue Kräfte zu gewinnen, und doch ist sein Herz nicht das wenigst zerrissene.

Fünf Tage sind seit Leoniens Tod verflossen. Karl und seine Tochter blieben fortwährend in Justins Zimmer; noch hatten sie nicht den Muth gehabt, das Gemach zu betreten, wo der Eine die Gattin, die Andere die Mutter vergeblich suchen sollten; gleichwohl entschließt sich Karl eines Morgens, um die Gefälligkeit des jungen Arbeiters nicht zu mißbrauchen, zur Rückkehr in seine Wohnung.

Beim Anblick der Orte, wo er seine Frau zum letzten Male gesehen, fühlte Karl seine Kräfte schwinden, kraftlos sinkt er auf einen Stuhl. Laura, welche

ihrem Vater folgte, geht vorsichtig, als wenn sie noch immer fürchtete, ihre Mutter aufzuwecken. Sie meint, das Vergangene sei nur ein Traum; eilends nähert sie sich dem Bett und schlägt die Vorhänge auseinander ... Jetzt erst bricht ihr Schluchzen aus und mit dem Rufe: „Sie wird also nicht wieder kommen!“ überläßt sie sich ihrem Wehklagen.

Justin hat nicht die Kraft, sie zu trösten; er vermag nicht zu sprechen, und doch kam er seit Leoniens Tode täglich hieher, um die Orte wieder zu sehen, die sie bewohnte.

Man verlebt höchst traurige Tage in der Mansarde, wo die sanfte, schöne Frau nun nicht mehr weilt. Die Gegenwart der von uns geliebten Person reicht hin, Glück, Licht und Leben über unsre ganze Umgebung zu verbreiten. Sie ist die Leuchte, welche den Pfad des Pilgers erhellt; erlischt sie, so ist Alles um ihn her trübe und finster. Karl gibt sich einer düstern Fühllosigkeit hin, und wenn er auf seine Tochter blickt, so zieht sich seine Stirne noch mehr in Falten; er zittert für die Zukunft seines Kindes. Justin sorgt für die kleine Haushaltung, er arbeitet, ernährt, tröstet; doch spricht Karl zuweilen bei sich selbst: „Das kann nicht immer so fortgehen.“

Es sind nun drei Wochen, daß Leonie nicht mehr ist, als eines Morgens stark an die Thüre gepocht wird.

Karl öffnet: ein noch junger Mann zeigt sich, dessen schwarzbraunes Gesicht von den brennenden Strahlen der Sonne gefärbt scheint; seine etwas rauhe

Physiognomie ist indeß nicht ohne Reiz. Sein Anzug ist einfach, kündigt jedoch Wohlhabenheit an; rasch tritt derselbe in das Zimmer:

„Wohnt hier Madame Karl Darville?"

Verwundert blickt Karl den Unbekannten an und murmelt: „Madame ... Darville ... Sie fragen ... nach Leonien? ..."

„Ei freilich! gewiß! nach Leonien, meiner guten Leonie, meiner Schwester, die ich seit sehr langer Zeit nicht mehr gesehen habe! ..."

„Ihre Schwester ... wie! mein Herr ... Sie wären ... — Adrian Formerey ... Leoniens Bruder, von dem sie gewiß öfters gesprochen hat, wenn Sie, wie ich denke, ihr Gatte sind ... — O! ja, mein Herr ... ja, sie sprach häufig von Ihnen! sie hatte Sie nicht vergessen! ... — Aber wo ist sie denn? ... ich brenne vor Verlangen, sie zu umarmen ... Nun ... warum dieses Schweigen? ... diese Thränen? ... — Leonie ist nicht mehr ... seit drei Wochen habe ich sie verloren ... — Ach! mein Gott! ... todt! ... meine arme Schwester!"

Adrian hält sein Taschentuch vor die Augen, und bleibt einige Minuten stille. Endlich fährt er, im Zimmer rings umher blickend, fort: „Leonie ist gestorben ... und vor Kummer ... vor Elend vielleicht ... denn ich weiß Alles, mein Herr! als ich nach Frankreich zurück kam, mich für die Zukunft hier festzusetzen, zog ich Erkundigung ein über meine Schwester, über ihren Gatten ... über Alles, was diesen gethan hat; und was ich vernommen, gereicht

nicht zu Ihrem Lob! Der elende Winkel, in welchem meine Schwester gestorben ist, beweist mir, daß ich nicht getäuscht worden bin ... Herr Darville, Sie vergaßen, daß man Ihnen das Glück, die Zukunft eines mit allen Tugenden begabten Weibes anvertraut hatte! ... Doch zu was noch Vorwürfe? ... meine arme Schwester! ... ich kam zu spät! ... Sie hatten Kinder, wie man mir sagte? ..."

„Meinen Sohn hab' ich verloren, erwidert Karl, der die Augen nicht mehr zu Adrian zu erheben wagt, jetzt habe ich nur noch eine Tochter von sechs Jahren."

„Wo ist sie denn?"

Die kleine Laura, durch die Gegenwart des Fremden erschreckt, hatte sich in einer Ecke des Zimmers versteckt, ihr Vater holt sie hervor und führt sie vor ihren Oheim, der sie betrachtet, dann in seine Arme nimmt und mit Küssen bedeckt: „Ich bin Dein Onkel ... sagt er zu ihr, ich will auch Dein Vater sein ... nicht wahr, Du wirst mich lieben? denn ich werde Dich recht sehr lieben."

„Ja, mein Herr ... — Nenne mich Deinen Onkel. — Ja, mein Onkel," versetzt Laura, schon beruhigt und günstiger für den Unbekannten gestimmt; Kinder lassen sich leicht durch Liebkosungen verführen.

Nachdem Adrian die kleine Laura nochmals geküßt hat, stellt er sie auf den Boden und sagt zu Karl, fortwährend seinen barschen, kurzen Ton beibehaltend:

„Herr Darville, ich habe lange die Welt durchwandert; ich wollte mir ein glänzendes Vermögen sammeln und dachte, man dürfe sich zu diesem Behuf

einige Mühe geben. Anfangs begünstigte mich das Schicksal, doch ein Schiffbruch mit meinen Waaren betrog meine Hoffnung. Uebrigens mit der letzten Erbschaft meines Oheims habe ich mir in kurzer Zeit fünftausend Franken Renten erworben; dies ist nicht viel ... doch genug, um davon zu leben, ohne fremder Hülfe zu bedürfen. Neue Unfälle fürchtend ... weniger ehrgeizig, vielleicht auch des herumirrenden Lebens müde, komme ich zurück nach Frankreich, mich festzusetzen. Ich hoffte, meine Schwester hier zu finden ... sie ist nicht mehr ... Ich weiß, daß Sie seit mehren Jahren nichts mehr treiben ... meine arme Leonie ist in einem Dachboden gestorben ... wollen Sie hier Ihre Tochter erziehen? ... — Mein Herr... — Ich spreche vielleicht rauh mit Ihnen, allein ich verstand nie zierliche Phrasen zu machen; ich komme zur Sache: Haben Sie jetzt Arbeit ... eine Anstellung? — Nein, mein Herr ... — Und was soll aus diesem Kind werden? Es darf nicht unglücklich sein, wie seine Mutter. Ich mache Ihnen nun folgenden Vorschlag: Sie übergeben mir Laura ... übergeben sie mir aber ganz und gar ... treten mir alle Ihre Rechte auf sie ab ... ich will solche nur zu ihrem Glück gebrauchen. Von heute an verpflichte ich mich, mich nie zu verheirathen, meiner Nichte mein ganzes Besitzthum zu hinterlassen und ihr zwei Drittheile meines Vermögens zur Ausstattung zu geben ... — Ach! meine Herr, welche Güte! — Nur mache ich eine Bedingung dabei ... diese ist ... daß Sie nicht einmal kommen, Ihre Tochter zu

besuchen; denn ich verhehle Ihnen nicht, der Anblick des Mannes, der meine Schwester so unglücklich machte, ist mir widerlich, und ich sehe keine Nothwendigkeit, irgend eine Verbindung mit Ihnen zu unterhalten!...— Wie, mein Herr, mich für immer meiner Tochter berauben...? Und wenn mir das Schicksal eines Tages weniger entgegen wäre... wenn ich durch Arbeit einen Theil des Verlorenen wieder erlangte, würden Sie mir da die Zurückgabe meiner Laura verweigern? — Nein, mein Herr... dies ist nicht mein Gedanke, und ich will Ihnen sogar die Mittel geben, aus Ihrer gegenwärtigen Lage herauszukommen. Kehren Sie eines Tags zu mir zurück mit dem Beweise, daß Sie eine andere Lebensweise zu führen verstehen, daß Sie im Stande sind, Ihre Tochter zu erziehen, auszustatten: — im Augenblick lege ich sie wieder in Ihre Arme... so lange Sie ihr jedoch nur Jammer und Elend zu bieten haben, bleibt sie bei ihrem Onkel. Dies sind meine Bedingungen; jetzt gehe ich zu einem Notar, um den Ankauf eines in Pierrefitte gelegenen Hauses vollends ins Reine zu bringen; dorthin will ich mich zurückziehen, dorthin werde ich meine Nichte führen und mich ganz der Sorge für ihre Erziehung widmen. Denken Sie darüber nach, diesen Abend komme ich wieder, Ihre Antwort zu vernehmen."

Noch einmal drückt Adrian die kleine Laura in seine Arme, grüßt Karl durch ein Kopfnicken und geht rasch hinweg, wiederholend: „Auf diesen Abend!"

Düster und sinnend bleibt Karl auf seinem Sessel

zurück, sein Herz zieht sich zusammen, wenn er auf seine Tochter blickt; allein er spricht bei sich selbst: „Es geschieht zu ihrem Glück... Justin kann nicht immer für uns sorgen... und wenn mir mein Schwager außerdem noch die Mittel gibt, etwas anzufangen, so bin ich sicher, mich zu bereichern!... man hat nicht immer Unglück... Dann komme ich wieder, fordere meine Tochter zurück, und er wird sie mir geben... und als Aussteuer soll sie Alles erhalten, was ich erworben... denn ich hänge nicht am Geld; das Glück meiner Tochter ist mein einziger Wunsch!"

Nach dem Essen kommt Justin wieder; Karl setzt ihn von dem erhaltenen Besuch und dem Vorschlag seines Schwagers in Kenntniß. Dem jungen Arbeiter entfährt ein Freudenschrei bei der Nachricht einer für Laura so glücklichen Begebenheit; er nimmt sie behende in seine Arme, küßt sie und sagt: „Arme Kleine! ich werde Dich nicht mehr sehen, doch wirst Du glücklich werden; Deine Zukunft ist gesichert, und es scheint mir, daß der Schatten Deiner Mutter vor Freude zittert!... nicht wahr, Herr Karl, Sie haben eingewilligt?"

„Diesen Abend wird Laura's Oheim kommen, meine Antwort zu erfahren... Glauben Sie, Justin, es falle mir nicht schwer, mich von meiner Tochter zu trennen?... sie ist noch mein einziges Gut! — O! ja, mein Herr, ich fühle, es muß hart sein!... Doch der Gedanke, daß es ihr an nichts mehr fehlen wird, daß sie eine Erziehung erhält... welche Sie ihr nicht würden geben können, dieser Gedanke muß

Ihren Schmerz lindern. — Gewiß... und da sich überdies mein Schwager verbindlich macht, mir meine Tochter zurückzugeben, so wie ich eine Ausstattung für sie habe, so schmeichle ich mir, sie bald wieder zurückzuerhalten."

Die kleine Laura hörte diesem Gespräche zu, aber sie verstand nicht, was man vorhatte; ihr Vater rief ihr und sagte: „Meine Tochter, Du wirst mich verlassen, um bei Deinem Onkel zu wohnen... bei dem Herrn! der diesen Morgen hier gewesen."

„Ich mag Dich nicht verlassen!" versetzt Laura, ihre kleinen Arme um ihres Vaters Hals schlingend."

„Du wirst sehr glücklich werden, liebe Freundin... Dein Onkel wird Dir geben, was Du wünschest... Du bewohnst ein schönes Haus... er hat einen schönen Garten dabei, wo Du springen und Dich belustigen kannst."

„Ich mag Dich nicht verlassen!" wiederholt Laura, sich fester an ihren Vater anschmiegend.

„Laura, sagte Justin, Sie sind schon verständig... und lieben Ihre Mama sehr; wenn sie noch lebte, würde es sie recht freuen, Sie mit Ihrem Onkel gehen zu sehen... doch auch von dort, wo sie ist, muß sie es wünschen... — Ah! es wird also meiner Mama noch Vergnügen machen? — Ja."

Die Kleine sagt nichts mehr; sie ist tief betrübt, wagt aber nicht zu weinen. Der Abend kommt heran, und Leoniens Bruder läßt nicht auf sich warten.

„Nun denn, redet er Karl an, wozu haben Sie sich entschlossen? — Nehmen Sie sie hin, mein Herr...

ich bin zu Allem bereit. — Gut... seien Sie versichert, daß ich Alles thun werde, ihr ein glückliches Loos zu bereiten. Hier, mein Herr, nehmen Sie diese Brieftasche... sie enthält dreitausend Franken... ich hatte nicht so viel, als ich meine Reisen antrat... Wenn Sie mir folgen, so gehen Sie nach New-York oder nach Batavia; dort kann man sein Glück neu gründen... Auf, meine kleine Laura, komm... wir wollen gehen... — Wie, mein Herr, jetzt schon! rief Karl entsetzt. — Ei! was soll das Zögern? ein Wagen wartet unser... Wer ist der junge Mann, der da unten weint? — Ein junger Arbeiter, der uns die aufrichtigste Anhänglichkeit bezeigte; während Leoniens Krankheit versah er uns mit allem Nothwendigen... seit ihrem Tod ist's abermals er, dem wir Alles verdanken."

Adrian tritt Justin näher, streckt ihm die Hand entgegen und drückt die seinige herzlich mit den Worten: „Für solche Dienste gibt es keinen Dank... Wenn Sie Laura sehen wollen, so kommen Sie nach Pierrefitte, zu Adrian Formerey, dort werden Sie stets willkommen sein... Wohlan, meine Nichte, laß uns gehen."

Weinend umfing Laura ihren Vater mit ihren Armen; sie konnte sich nicht zur Trennung von ihm entschließen. Justin nimmt sie am Arm, führt sie ihrem Oheim zu und flüstert ihr ganz leise ins Ohr: „Denken Sie an Ihre Mutter!" und das arme Kind läßt sich von ihrem Onkel wegbringen.

Einen Theil des Abends bringt Karl mit Weh-

klagen, hierauf mit Pläneschmieden für die Zukunft zu. Justin leistet ihm Gesellschaft, mehr der Erinnerung an seine Frau wegen, als aus Freundschaft, denn er konnte keine Anhänglichkeit an den Mann haben, welcher Leonie so unglücklich gemacht hatte.

Am folgenden Morgen ging Justin an seine Arbeit, nachdem er noch zu Karl gesagt: „Glauben Sie mir, mein Herr, folgen Sie dem Rath Ihres Schwagers und reisen Sie nach Ostindien oder Amerika... erstlich wird Sie das von Ihrem Kummer zerstreuen; alsdann laufen Sie dort nicht Gefahr, Leuten zu begegnen, welche Sie auf andere Gedanken bringen.“

Nicht lange, so geht Karl aus: „In der That, spricht er bei sich selbst, man darf nicht immer in Verzweiflung sein, das führt zu nichts... ich muß mir ein anständiges Vermögen erwerben... Nun, wir wollen einen Platz nach Havre bestellen, von wo aus ich mich nach Ostindien einschiffe.“

Noch ist Karl keine zweihundert Schritte von seiner Wohnung entfernt, als er sich von Jemand am Arm gefaßt fühlt: es ist Mongerand, mit einem modernen Hut auf dem Kopf und einem neuen Rock.

Ha! Donnerwetter, da bist Du, welches Glück! seit acht Tagen laure ich auf Dich, ich glaubte, Du wollest leben wie die Maulwürfe... und die Schnauze nicht mehr an das Tageslicht bringen... — Ach! Mongerand... seit wir uns nicht mehr gesehen... habe ich herben Kummer gehabt!... — Ich, ich im Gegentheil nur Glück!... — Meine arme Frau ist gestorben!... — Das betrübt Dich, ich gebe es zu...

aber die meinige ist gleichfalls gestorben, und dies ist's, was mich freut!... — Ach! Leonie war so gut! — Das ist richtig... ihr hattet euch lieb, ihr paßtet für einander... Du betetest sie an, und hattest Recht; aber Du hast sie auch so glücklich als möglich gemacht... hast immer gut an ihr gehandelt, Dir demzufolge keine Vorwürfe zu machen... und wenn Du zehn Jahre um sie weinen würdest, so brächte sie das doch nicht mehr zurück. Ich hingegen verabscheute meine Gattin, die es mir reichlich heimgab... ich kann sie also nicht bedauern... Was ich bedaure, ist, daß sie nicht einige Monate früher gestorben ist, weil ich dann Flora Tigré geheirathet hätte, welche jetzt die Frau eines Lichterfabrikanten ist... doch, ich werde eine andere finden!... und meine Verewigte hinterließ mir ein hübsches kleines Sümmchen ... zweihundert Louisd'ors, welche sie vor ihrem Tode keine Zeit mehr gehabt hatte, Andern zu schenken, ich habe nun diese süße Frucht ihrer Ersparnisse eingezogen... Ich bin bei Geld... bin Wittwer! und wenn ich nicht vergnügt wäre, müßte ich einen sehr schlechten Charakter haben!“

„Der Bruder meiner Frau, der nach Frankreich zurückgekommen, hat mir das Anerbieten gemacht, meine Tochter zu sich zu nehmen... sie zu seiner Erbin zu machen... ich habe eingewilligt...

„Daran thatest Du wohl, nun bist Du frei, wie der Vogel in der Luft; ich mache Dich zum Theilhaber an meinem Glück. — Mein Schwager, der mich in den Stand setzen wollte, etwas anzufangen,

nöthigte mich, tausend Thaler anzunehmen . . . — Du hast tausend Thaler ... ich zweihundert Louis!... Lieber Freund, da sind wir die zwei besten Partien von Frankreich... — O! ich will durchaus Geld verdienen, um meine Tochter zurückzufordern ... ich verlasse Paris ... und gehe nach Ostindien... — Ah! Teufel!... wie hoch Du hinaus willst!... Laß uns reisen, es sei; aber sogleich nach Indien! . . . dort ist's ein wenig heiß! Glaub' mir, wir wollen zuerst nach England; ich habe irgend einer Lady den Kopf zu verdrehen; sie muß eine Million haben, mich heirathen, davon gebe ich Dir die Hälfte und Du hast dann nicht nöthig, Dich in den Niagara zu stürzen. — Aber was soll ich in England thun... — Du issest Plumpudding. — Doch. . . ich wollte... — Nachher gehen wir, wohin Du willst... Eine kleine Reise nach England kann uns nicht schaden!... Nun, Karl, Du siehst, ich bin ein guter Kerl; hoffentlich wirst Du es ebenfalls bleiben . . . Komm, wir bestellen unsere Plätze nach Calais."

Mongerand schiebt seinen Arm in den Karls, sie entfernen sich zusammen. In einer nahegelegenen Straße kommt ein junger Mann bei ihnen vorüber; er blickt sie an, bleibt stehen; Karl schlug die Augen nieder und beflügelt seine Schritte.

Es war Justin, welcher, Karl Arm in Arm mit Mongerand sehend, betroffen stehen geblieben war.

Fünftes Kapitel.

Acht Jahre später. — Spaziergang auf dem Père-Lachaise.

Die Zeit verstrich, Adrian Formerey hat sein Versprechen gehalten; jeden seiner Augenblicke weihte er seiner Nichte, die er liebt, als wäre sie sein eigen Kind; er hält ihr Lehrer und läßt sie unter seinen Augen lernen, denn er will sie nicht von sich entfernen.

Anfangs war Laura nach der Trennung von ihrem Vater traurig gewesen; nach und nach führte die zärtliche Sorgfalt, die Freundschaft ihres Oheims, der Aufenthalt in einem schönen Hause, der Genuß eines herrlichen Gartens wieder Freude in ihr Herz und freundliches Lächeln auf ihre Lippen. Es ist ganz natürlich, daß ein Kind seine ersten Neigungen vergißt... wie selten doch sind wir ihnen im reifern Alter treu! ... doch fragte Laura öfters um Nachricht von ihrem Vater; aber Adrian ward alsdann ernster und erwiderte kurz: „Ich weiß nicht, wann er wiederkommen wird."

Dagegen hörte Leoniens Bruder sehr gerne, wenn sie von ihrer Mutter sprach; er ließ seine Nichte die geringfügigsten Umstände, welche ihr Gedächtniß ihr zurückrief, wiederholen; mit Rührung hörte er ihr zu, wobei er zuweilen ausrief: „Arme Leonie!" hierauf nahm er Laura in seine Arme und küßte sie, hinzufügend: „Du wirst gut und liebenswürdig werden, wie sie!... aber Du sollst glücklicher sein."

Laura wuchs heran, von Tag zu Tag ward sie schöner, ohne daß sie darum an Sanftmuth, Gefühl und Dankbarkeit verlor; sie machte das Glück ihres Oheims; Alle, die sie kannten, liebten sie. In der angenehmen Zurückgezogenheit, welche ihr Oheim gewählt hatte, verfloß ihre Jugend friedlich unter Studien und unschuldigen Vergnügungen; nichts störte fürder den Frieden ihrer Tage, und Adrian sagte oft in in ihren Anblick versunken: „Armes Kind! ich wußte wohl sicher, daß er nicht käme, Dich zurückzufordern!“

Justin hatte die Erlaubniß von Laura's Oheim, Leoniens Tochter zu besuchen, benützt; und Adrian Formerey hieß den jungen Arbeiter stets aufs Freundlichste willkommen. Als dieser sich jedoch überzeugt hatte, daß Laura glücklich sei, daß sie die Unfälle ihrer ersten Jahre vergessen habe, da ging er weniger häufig zu ihr und machte ihr endlich nur noch seltene Besuche; denn Laura's Anblick riß stets aufs Neue die Wunden des armen Justin auf.

An einem schönen Septembermorgen schritten zwei Männer auf der Straße nach Paris bei der Barrière von Clichy vorwärts; sie waren schmutzig, schlecht gekleidet und schlecht beschuht, der Eine bleich und abgezehrt, hatte die Augen auf den Boden geheftet, seine Züge verkündigten Leiden und Muthlosigkeit; der Andere, wiewohl sein Kostüm um nichts reicher war, trug Kopf und Nase hoch, hatte den Hut herausfordernd auf der Seite sitzen und drehte eine schlechte Weidengerte in seiner Hand.

Im Augenblick, wo sie die Barrière passiren sollten, hielt der erstere an und ruft: „Nein!... so wie ich hier bin, trete ich nicht in Paris ein... und noch dazu beim hellen Tage... wenn ich von einem alten Freund erkannt würde ... Ha, Mongerand! das ist also der Erfolg jener schönen Plane, die wir vor acht Jahren uns bildeten, als wir Paris verließen!... Warum mußte ich Dir damals begegnen! Dich anhören!... Hätte ich den Rath von Leoniens Bruder befolgt, käme ich jetzt vielleicht reich zurück!...

„Willst Du Deine Jeremiaden wieder anfangen, Karl? Donnerwetter, Du wirst höchst langweilig. Wir haben kein Glück gemacht!... ist das mein Fehler?... in England war ich auf dem Punkt, zwanzig Frauen zu heirathen ... ich weiß nicht, warum sie alle im entscheidenden Augenblicke andern Sinnes wurden. In Deutschland ging's nicht übel; aber die eigensinnigen Deutschen sind teufelmäßig streitsüchtig! ich war unaufhörlich genöthigt, mich zu schlagen!... ich, der nur den Frieden liebt... Hierauf haben wir Italien, die Alpen, einen Theil Böhmens durchwandert... o! wir haben manches Land gesehen... das Reisen ist belehrend, es wird uns gut kommen ... wir sind keine Unbesonnene mehr... Wenn Du willst, so schreiben wir unsere Reisen zur Belehrung der Jugend.

„Und meine Tochter... meine arme Laura!... seit acht Jahren habe ich sie nicht gesehen... ach! sie wird wohl nicht mehr an mich denken!... und

ich habe kein Recht, sie von ihrem Onkel zurückzufordern.

„Wie mir scheint, ein großes Glück für sie... was Teufel würdest Du mit Deiner Tochter machen?... Nun, vorwärts!...“

„Ich mag noch nicht nach Paris hinein. Ich bleibe an den äußern Boulevards... geh' wohin Du willst... laß mich...“

„Ist er drollig!... was gibt's denn heute... man möchte sagen, er mache den Trotzkopf!“

Karl gibt keine Antwort. Längs den neuen Boulevards geht sein Weg; Mongerand folgt ihm in der Entfernung von einigen Schritten, indem er allein das Gespräch fortsetzt:

„Noch sind wir nicht ohne Hülfsquellen... erstlich hab' ich noch sieben Franken in der Tasche... Du besitzst noch immer Dein Talent auf der Violine... das uns mehr als einmal in fremden Landen nützlich gewesen... außerdem habe ich diese schöne Tabaksdose von Schildkrötenschale mit goldenen Scharniren, welche mir meine letzte Eroberung gegeben, und dieses Paar Pistolen, ein Geschenk des alten Militär für die Leitung des Orchesters bei seiner Hochzeit; dieser brave Mann sagte zu uns: Sie werden Euch unterwegs zu Eurer Vertheidigung dienlich sein... Meine erste Sorge in Paris soll sein, die Pistolen oder die Tabaksdose zu verkaufen, um Dir eine Violine anzuschaffen... dann gründe ich einen freien Ball auf Subscription... sechs Franken monatlich; man tanzt alle Tage und kann dabei rauchen. He, was sagst

Du dazu... Karl?... Ha, Donnerwetter! wenn Du taub wirst, kannst Du meinen Ball nicht gut leiten."

Karl ging seines Weges fort und antwortet nicht mehr. Als sie bei der Barrière von Ménilmontant vorüberkamen, stößt Mongerand einen Schrei aus und faßt Karl mit den Worten beim Arm:

„Welches hübsche Zusammentreffen! sieh einmal das Paar an, das hier herauf kommt ... erkennst Du sie an ihrem griesgrämigen Gesicht? ... Rozat ist's... Rozat mit seiner Frau ... sie hatten einander verlassen, und werden jetzt wieder beisammen sein... — Ei, was kümmern mich diese Leute? — Ich will ihnen ein paar Worte sagen."

Mongerand bleibt stehen, Karl setzt seinen Weg fort. Herr Rozat und seine Frau kamen gegen Ménilmontant herauf. Ihre Toilette ist sehr einfach und zeugt nicht mehr von Wohlhabenheit. Der Herr stützte sich auf seinen Stock, Madame trug etwas in einem Tuche. Der erstere brummte, daß Madame sich an ihn hängte, und die letztere, daß sie ein Paket tragen mußte.

Mongerand stellte sich vor sie hin, mit dem Ausruf: „Guten Tag, alte Turteltauben!..."

Herr und Madame Rozat hielten mit einer Bewegung des Staunes an und wollten dann seitwärts abbiegen. „Lassen Sie uns doch gehen, mein Herr, wir kennen Sie nicht," antwortet Rozat trocken.

„Ah! Du erkennst mich nicht, schöner Blondkopf! nun wohl, ich kenne Dich, obgleich Dir der Name

schöner Blondkopf nicht mehr ansteht; denn Du bist seit acht Jahren gewaltig häßlich geworden! ... Und auch Madame hat sich zu ihrem Nachtheil sehr verändert, ich sage es nicht, um ihr ein Compliment zu machen! Gott! wie alt seid ihr Beide geworden!..."

„Ah! ... das ist, glaube ich, Herr Mongerand ... — Er selbst, lieber Freund, der, wie Joconde, lange Zeit die Welt durchwandert hat! Ihr habt Euch wieder ausgesöhnt, zärtliches Paar?"

„Ja! versetzt Madame Rozat mit ironischer Miene, nachdem der Herr sein Alles mit Weibsleuten durchgebracht hatte, kam er zu mir zurück ... und jetzt muß ich seinen Rheumatismus pflegen. — Ihr seid Beide recht rührend ... Hört einmal; ich werde einen Ball auf Subscription eröffnen, und da es mir vorkommt, als könnet ihr das Tanzen gut brauchen, so biete ich euch ein Abonnement an. — Was bedeuten diese schlechten Witze? Laßt uns gehen, mein Herr, wir haben Eile, man erwartet uns. Nun, Madame, vorwärts! — Ihr wollt nicht subscribiren? so lebt wohl, liebenswürdiges Ehepaar: auf Ehre, ihr dauert mich, daß ihr so abscheulich häßlich geworden seid, so arg ist's denn doch nicht erlaubt."

Rozat und seine Frau entfernen sich, Mongerand zum Teufel wünschend; dieser folgt dem von Karl eingeschlagenen Weg, holt ihn aber erst vor dem Eingang des Gottesackers du Père-Lachaise ein, wo Karl stehen geblieben ist und in Betrachtungen versunken scheint.

„Was machst Du da vor diesem Kirchhof? —

Ich denke, daß hier die Ruhestätte meiner Gattin und meines Sohnes sei! ich habe Lust, einzutreten. — Zu was soll das gut sein? ... wenn man's nicht anders machen kann, ist's noch Zeit genug, da einzutreten ... da gehe ich lieber in diese Weinschenke, die ich dort unten erblicke. — Und ich will in den Kirchhof. — Nach Belieben."

Mongerand nimmt die Richtung nach einer Weinkneipe und Karl geht mit bewegtem Herzen, feuchten Augen, langsam feierlichen Schritts in das große Feld der Ruhe.

Es liegt in dessen Umkreise etwas Imposantes, Ergreifendes, etwas, das uns in Nachsinnen versenkt. Wer vermöchte fühllos zu bleiben bei dem Anblick dieser Gräber, dieser Kreuze, dieser Denkmäler der Achtung und der Liebe? Warum müssen aber zuweilen lächerliche oder prahlerische Inschriften selbst hier auf dieser Stätte der Todten an die Thorheit oder die Eitelkeit der Lebenden erinnern?

Ihr, die ihr beklommenen Herzens unter diesen Gräbern wandelt, die ihr aber noch keinen Gegenstand eurer innigen Liebe zu beweinen hattet, ermesset, mit welchen Empfindungen man eine Gattin oder einen Sohn hieher geleiten muß; wenn es aber noch einen herbern Schmerz gibt, so ist's gewiß der, wenn man nicht weiß, wo die Asche unserer Lieben ruht; um vor ihrem Grabe niederknien und ihrem Gedächtniß einige Blumen weihen zu können.

Solchen Schmerz empfindet Karl in diesem Augenblick; er beneidet die Frauen, die jungen Gatten,

Bayerische Staatsbibliothek

welche das letzte Asyl des Gegenstandes ihrer Zärtlichkeit besuchen; neidisch folgten ihnen seine Blicke; die Einen legten Kränze auf dem Grabstein nieder, Andere pflücken eine Blume, welche innerhalb des umzäumten Raumes auf dem Grabe ihrer Lieben aufgeblüht ist, oder erneuern sie die von der Zeit verwelkten.

„Ach, sie sind weniger unglücklich als ich," spricht Karl bei sich selbst. „Ich fühle, daß es noch möglich ist, auch an diesem traurigen Orte einige Tröstungen zu holen ... Es ist ein Trost, sich sagen zu können: Ich bin bei ihr! ... Ich aber! ... ich vermochte nicht einmal ihr ein Denkmal setzen zu lassen ... Meine Frau, mein Sohn! ... wo möget Ihr schlafen? ... Mein müdes Haupt kann nicht auf der Erde ruhen, die euch birgt ... Ach, mein Herz ist zerfleischt ..."

Unter diesem marternden Selbstgespräch schritt Karl durch die Gräber hin, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit blutendem Herzen; sobald er Jemand gewahrte, entfernte er sich eilends und suchte die düstersten Stellen auf, um sich hier ungehindert seinem Schmerz zu überlassen.

Auf der Höhe des Todtenfeldes angelangt, befindet er sich vor einer dichten Baumwand in einer Art von Umzäunung, wohin des Tages Helle nur mit Mühe dringt; Thränenweiden verdecken hier beinahe völlig ein bescheidenes Grabmal. Karl setzt sich vor demselben nieder; dieser düstere Ort gefällt ihm; er lehnt seinen Kopf an das Eisengitter, welches das Grab-

mal umgibt, und geraume Zeit verharrt er in dieser Stellung, er sieht und hört nichts um sich her, er ist wie erstarrt in seinen Erinnerungen.

Endlich kommt er wieder zu sich; er fühlt sich besser: ein wenig Ruhe kehrte wieder in seiner Seele ein. Rings fallen seine Blicke umher, er will wissen, wer in diesem Grabe ruht, das ihm als Stützpunkt diente, auf dem Stein, den das Gitter beschützt, liest er die Worte: „Hier ruhen Leonie und ihr Sohn Felix."

„Leonie! ... Felix! ... ruft Karl aus, vor dem Grabmal auf die Knie fallend. Meine Frau! mein Sohn! ruhet ihr hier? ... ihr müßt es sein ... ich fühle es an dem Zauber, der an diesem Orte mich bewegte. Diesen Frieden, der in meine Seele eingezogen ist, habt ihr mir zugesandt ... Doch ein Grabmal, Blumen, welche man pflegt, unterhält... wie wäre dies möglich? ... wer hat denn für euch gethan, was ich hätte thun sollen? ..."

Ein leichtes Rauschen läßt sich durch die Bäume vernehmen. Karl schlägt die Augen auf, ein Mann kam auf das Grabmal zu, er tritt näher ... Karl stößt einen Schrei aus, wie er ihn erkennt.

„Justin! ... Justin an diesen Orten ... Ach! er ist es abermals, dem ich diesen letzten Trost verdanke... Sie ist da! nicht wahr, Justin? meine Frau und mein Sohn sind hier bei uns? ..."

„Ja mein Herr," versetzt Justin, der Karl jetzt erkannte und von dem Zustand der Entblößung, in welchem er ihn wieder findet, ergriffen scheint. Ja

Ihre Frau und Ihr Sohn ruhen hier ... Zuerst hatte ich diesen kleinen Raum gekauft ... später ließ ich diesen Grabstein aufrichten. Er ist sehr bescheiden... doch ein einfacher Stein genügt, um die Geliebten zu beweinen. Jede Woche besuche ich dieses Grab... ich unterhalte Blumen in diesem kleinen Raume ... Kommen Sie... treten Sie mit mir ein... Gleich mir, wird Ihnen dünken, Sie seien noch bei ihnen." Justin öffnet die Thüre, welche durch die eiserne Umzäunung des Grabes führt; hier befindet sich wiederum eine kleine Stelle, auf welcher Leoniens Lieblingsblumen gepflanzt sind.

Karl lehnt seine Stirne auf den Stein, zu wiederholten Malen küßt er denselben, die Worte murmelnd: „meine Frau!... mein Sohn!" So bleibt er lange Zeit, während seine Thränen reichlich fließen. Justin von seinem Schmerz gerührt, ist genöthigt, ihn zu trösten.

„Ach! Herr Justin, ruft Karl aus, Sie müssen hier in Ihren Erinnerungen die Belohnung für all das Gute finden, das Sie an uns gethan ... ich aber bin hier niedergebeugt von meinen Gewissensbissen!... Ich fühle, daß ich durch meine Lebensweise den Tod einer Frau herbeigeführt habe, welche nicht einen einzigen Tag aufhörte, mir die zärtlichste Liebe zu beweisen."

„Wenn sie Sie hören kann, Herr Karl, so seien Sie überzeugt, daß sie Ihnen verzeiht und nicht will, daß Sie sich der Verzweiflung hingeben."

Justin gewahrt, daß Karl nicht die Kraft hat,

seinen Schmerz zu ertragen, er entfernt ihn von dem Grabmal, dessen Gitterthüre er wieder verschließt, und zieht ihn dann weithin mit sich fort; aber noch ehe sie das letzte Asyl Leoniens aus dem Gesicht verlieren, wenden beide den Kopf häufig zurück, um es noch einmal zu erblicken.

Nachdem sie lange fortgeschritten sind, sagt Karl, der wieder zu sich selbst gekommen ist, zu seinem Begleiter: „Nach achtjähriger Abwesenheit lange ich so eben an... ich weiß nicht, ob der Himmel mir nicht Alles entrissen hat... Wissen Sie, ob Laura?...“

„Sie lebt, mein Herr; sie ist beinahe eben so schön geworden als ihre Mutter; noch nicht sehr lange habe ich sie gesehen. Sie ist fortwährend bei ihrem Onkel, der sie zärtlich liebt, alle Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet.“

„Sie lebt!... ha! ich athme wieder... aber ach! sie lebt nicht mehr für mich!... Sie wissen die Bedingungen, welche ihr Oheim mir auferlegt!... Ich hoffte, ich werde eines Tages... aber nein!... ich komme arm, elend zurück... ich kann mein Kind nicht zurückverlangen!... Gleichviel! ich will es sehen... o! ich will es sehen!“

„Es kann Sie nicht betrüben, Ihre Tochter glücklich zu wissen, Sie können nicht wünschen, ihr Glück zu trüben! — Ich verstehe Sie, Justin, der Anblick ihres Vaters... in einem so erbärmlichen Zustand... würde das Herz meiner armen Laura zerreißen!... In der That.... Sie haben Recht! — Das sage ich nicht, wenn Sie aber ein wenig warteten... —

Sie ist immer in Pierrefitte, nicht wahr? — Ja, mein Herr. — Das genügt; adieu, Justin!“

Sie waren beim Eingang des Gottesackers angelangt; Justin läuft Karl nach und hält ihn mit den Worten auf: „Mein Herr, warum verlassen Sie mich so schnell?... Ich habe Ihnen nichts anerbieten... vorschlagen können... Ich habe nicht viel Geld bei mir... doch... wenn ich wagen dürfte!...“

Justin hatte seine Börse gezogen, drehte sie in seinen Händen hin und her, und seine Augen baten Karl, sie anzunehmen; dieser stößt das dargebotene Geld zurück: „Ich danke Ihnen, Justin, entgegnete er, ich bedarf nichts! — Ach, mein Herr! Sie weisen mich ab... — Ich wiederhole Ihnen, ich bedarf nichts... Sie haben schon genug für mich gethan! — Wenn Sie dieses Geld ausschlagen, mein Herr, so versprechen, schwören Sie mir, daß Sie in Paris zu mir kommen wollen; da, hier ist meine Adresse; ich bin jetzt selbst etablirt, habe einen Laden; das Glück hat meine Arbeiten begünstigt; ich bin allein, unverheirathet und demzufolge Herr meines Guts... Sie kommen zu mir, nicht wahr, mein Herr!“

Karl nimmt die Adresse, schiebt sie in die Tasche und drückt Justin die Hand mit den Worten: „Ja, ich werde Sie besuchen... wenn ich meine Tochter gesehen habe!“

Hierauf verläßt er eilfertigen Schritts den Gottesacker.

Sechstes Kapitel.

Ende der Reise.

„Nun! wo Teufels rennst Du denn auf diese Art hin?“ ruft Mongerand, der in dem Augenblick aus der Schenke getreten war, wo Karl den Kirchhof verließ. „He, Donnerwetter! wirst Du mir antworten! Muß die Gesellschaft der Todten uns gegen die Lebenden unhöflich machen? Du läufst, als ob man Dich verfolgte... und gehst die äußern Boulevards hinan, statt Dich nach Paris hineinzuziehen!“

„Wie viel Uhr ist es?“ fragt Karl, ohne anzuhalten.

„Ja... es muß jetzt nahe an zwölf Uhr sein! — Ah! da habe ich noch Zeit... ich komme noch gut vor Nacht an! — Du kommst an... und wo denn? — In Pierrefitte. — Was willst Du dort machen? — Meine Tochter sehen. — Deine Tochter!... nichts drängt Dich... komm doch vorerst einige Tage nach Paris, um auszuruhen!... — Nein... — Ich sage Dir, das ist unvernünftig... Du sollst jetzt nicht gehen!“

Mongerand faßt Karl beim Arm und will ihn zurückhalten, dieser reißt sich mit Gewalt los, indem er mit dem Ausdruck des höchsten Zorns ruft: „Laß mich!... laß mich!... ich habe Dich nur zu viel angehört! Folge mir nicht!... Verschone mich für immer mit Deiner Gegenwart!“

Mongerand steht ganz erstarrt von dem Ton, in

welchem Karl ihm antwortete; er läßt seinen Arm los, und Karl setzt seinen Weg mit verdoppelter Schnelligkeit fort, ohne ein einziges Mal hinter sich zu blicken, um zu sehen, was aus Mongerand wird. Ein einziger Gedanke beschäftigt ihn: er will seine Tochter wieder sehen; sein Aufenthalt im Gottesacker, die Gegenwart Justins, der Anblick des Grabmals seiner Frau und seines Sohns führten ihm, da sie alles Vergangene in sein Gedächtniß zurückriefen, zu gleicher Zeit auch alle seine Fehltritte wieder vor Augen, und weit entfernt, daß er sich solche jetzt zu verbergen gesucht hätte, klagt er sich an, verwünscht sich selbst; der elende Zustand, in welchem er nach achtjähriger Abwesenheit zurückkehrt, verschließt ihm das Hülfsmittel der Selbsttäuschungen; der Reiche verschafft sich solche durch sein Gold, für den Armen gibt es jedoch nichts, als die nackte, traurige Wirklichkeit.

Karl gelangte auf die Straße von St. Denis, welche er als den kürzesten Weg nach Pierrefitte kennt. Er gelangt nach St. Denis, welches er ohne Aufenthalt durchschreitet, und aus Furcht, sich zu irren, läßt er sich nochmals den Weg nach Pierrefitte weisen; zuweilen versagten ihm die Kräfte: er ist genöthigt, sich an einen Baum zu lehnen, um wieder Athem zu holen; endlich erscheinen die ersten Häuser des Dorfes vor seinen Augen, und er vergißt seine Erschöpfung mit dem Trostspruch: „Meine Tochter hier!“

Beim Eingang des Dorfes angelangt, geht er

langsamer, er sucht Jemand, der ihm über die Lage von Adrians Haus Auskunft geben könnte. Zu diesem Behuf wendet er sich an die erste Bäuerin, die er erblickt.

„Könnt Ihr mir die Wohnung des Herrn Formerey bezeichnen? — Herr Formerey... ist das nicht ein Herr, der eine recht hübsche Tochter von dreizehn bis vierzehn Jahren hat?... — Eine Tochter... eine Nichte wollt Ihr sagen. — Ah, gut! Tochter, Nichte! ich weiß nicht, ich!... aber ich glaubte, es sei seine Tochter! — Nun gut, seine Wohnung? — Geht diesen Weg fort, dann das erste Nebengäßchen links, dann die Straße am Ende... so werdet Ihr ein Haus mit grünen Jalousieläden sehen... dort ist's."

Karl dankt und schlägt den bezeichneten Weg ein, traurig bei sich selbst sprechend: „Man glaubt, es sei seine Tochter, die *seinige*... und doch sprach dieses Weib von *meiner* Laura... Sie ist also recht schön! Wie aber sie sehen?... denn nur sehen will ich sie... Da ich sie nicht von ihrem Onkel zurückverlangen kann, warum sollte ich das Glück, die Ruhe meiner Tochter trüben, indem ich Ihr den Vater im Elend und von Gewissensbissen gefoltert zeigte? Nein, meine arme Laura, ich will Dir keine Thränen auspressen!... Deine Mutter hat meinetwillen deren genug vergossen ... Aber ich will Dich sehen, Dich nach Gefallen betrachten! ... damit ich wenigstens diese letzte Freude genieße."

Dabei schritt Karl immer zu. Plötzlich bleibt er stehen, er ist am Ende des Gäßchens, erblickt das

ihm beschriebene Haus. Sein Herz schlägt gewaltig und seine Knie drohen, unter ihm zu brechen.

„Hier ist's! ... ja, hier muß es sein! ... das ist richtig die beschriebene Wohnung ... diese damit zusammenhängende Mauer ... ist ohne Zweifel der Garten ... er muß sehr groß sein ... auch das Haus ist schön ... Wenn ich nur wüßte, wo das Fenster ihres Zimmers ist ... Doch in diesem Augenblick lustwandelt sie vielleicht im Garten ... was soll ich thun? ... nie werde ich anzuklopfen wagen ... Gut denn, wenn es sein muß, bleibe ich da unten stehen ... unter diesen Bäumen ... ich bringe die Nacht hier zu ... ich bleibe hier, bis meine Tochter herauskommt ... bis ich sie sehen konnte."

Karl geht längs der Mauer hin, häufig nach den Fenstern des Hauses zurückblickend, ob sich nicht Jemand an denselben zeigt; keine Seele erscheint. Karl fühlt die Müdigkeit, die ihn einige Augenblicke zuvor noch niederdrückte, nicht mehr, so heftig ist sein Gemüth bewegt, sein ganzes Wesen in Aufregung; er sucht eine Oeffnung oder wenigstens ein Gitterthor, durch welches er in den Garten sehen könnte; während er seinen Kopf vorstreckt, glaubt er, die Stimme seiner Tochter vernehmen zu können, und bebt beim mindesten Laut zusammen.

Nachdem er der Mauer ziemlich lange gefolgt ist, findet er eine kleine, halbangelehnte Thüre; er drückt sie behutsam auf und kann bequem in den Garten sehen: in seiner Freude macht er einige Schritte in das Innere desselben, als er in geringer Entfernung

einen Gärtner arbeiten sieht. Karl bleibt stehen und wagt sich nicht weiter vorwärts; der Gärtner erhebt den Kopf, betrachtet die Person an der Thüre, und fährt dann in seiner Arbeit wieder fort.

Karl durchläuft den großen und gut unterhaltenen Garten mit den Augen; der Gedanke, daß seine Tochter hier sich ergehe, daß diese Bäume, diese Boskete seit acht Jahren die Zeugen ihrer Spiele gewesen, verursacht ihm eine Gemüthsbewegung, die ihn nöthigt, sich an die Mauer zu lehnen: hier bleibt er in Betrachtung versunken und rührt sich nicht.

Der Gärtner, verwundert, daß ein Mensch so lange auf ein und derselben Stelle bleibe, und zwar ohne ein Wort zu sprechen, blickte von Zeit zu Zeit nach ihm auf, um zu sehen, was er mache; aber Karl rührte sich nicht, er schaute nach dem Hause hin, bei sich sprechend: „Vielleicht kommt sie...“

„Nun denn, mein armer Mann, es scheint, der Garten ist nach Eurem Geschmack,“ sprach endlich der Gärtner, zu Karl gewendet.

„Ja, mein Herr, ja... Ich bitte um Verzeihung, daß ich dageblieben bin, allein... — O! das macht nichts... wahrhaftig! Ihr hindert mich nicht am Arbeiten... Wenn Ihr eintreten wollt, um den Garten besser zu sehen, so genirt Euch nicht. — Ich danke Euch... befürchte jedoch, wenn die Herrn des Hauses käme... — O! die würden es nicht mißbilligen, daß ich Euch eintreten hieß... Das Fräulein ist gut... ein junges Mädchen, das meiner Treu recht artig ist... Ihr seht ermüdet aus, ich bin über-

zeugt, daß, wenn sie Euch sähe, sie Euch etwas zu Eurer Erfrischung reichen würde. — Ihr glaubt?..."

Karl macht einige Schritte in dem Garten; beinahe hat er Lust, sich vor seiner Tochter zu zeigen, denn seit acht Jahren haben sich seine Züge sehr verändert, und der elende Anzug, der ihn bedeckt, muß ihn vollends in den Augen eines Kindes unkenntlich machen, das bei seiner Trennung von ihm noch keine sechs Jahre zählte.

Doch ein Gedanke hält ihn zurück, er sagt zum Gärtner: „Und der Herr dieser Wohnung? — Herr Formerey?... ah! der ist auch ein braver Mann... Freilich ist er nicht so angenehm, wie seine Nichte... er ist ein barscher, schneller Herr... gleichwohl aber ein Ehrenmann! — Und in diesem Augenblick... ist er ausgegangen? — Nein, wahrhaftig; so eben ging er hier spazieren... er ist, glaube ich, jetzt in der Gegend des Hauses."

Karl weicht zurück und gewinnt schnell die Gartenthüre wieder; lächelnd fährt der Gärtner fort: „Nun denn, macht Euch Herr Formerey Angst?... ich sage Euch ja, daß er, seiner rauhen Miene ungeachtet, nichts weniger als bösartig ist. — O! das ist's nicht... ich wollte nur seine Nichte sehen, nur sie erblicken... denn man sagt, sie sei so gut... — Wenn Ihr sie nur sehen wollt, so wird das sehr leicht sein, da legt sie sich gerade unter ihr Fenster, welches in das Gäßchen geht.

Noch hat der Gärtner nicht ausgesprochen, als Karls Blicke schon auf dem Hause haften... so eben

gewahrte er seine Tochter; alsbald, ohne weiter zu antworten, ohne nur dem Gärtner zu danken, ist er zum Garten hinaus, er bemerkte, daß er vom Gäßchen aus näher bei seiner Tochter sein werde, und er läuft eilends längs der Mauer hin, näher zum Hause.

Je mehr er aber die ihn von seiner Tochter trennende Entfernung sich vermindern sieht, um so mehr nimmt die Geschwindigkeit seiner Schritte ab, wie bei Einem, der im Augenblick, das süßeste Glück zu genießen, vor demselben zurückweicht, aus Furcht, es möchte nur ein Traum sein.

Endlich ist er beinahe unter dem Fenster seiner Tochter, und er kann sie ganz nach Gefallen betrachten; in diesem Augenblick blickt Laura fernhin über die Landschaft, und sieht die so nahe bei ihr befindliche Person nicht.

Karl hat nicht Augen genug, seine Tochter zu betrachten, vielmehr betrachtet er sie auch mit seiner Seele, mit seinem Herzen, denn ein Vater betrachtet sein Kind mit allen Geistes- und Körperkräften seines Seins. Karl findet in der vierzehnjährigen Laura das anmuthige Wesen, die unschuldige Sanftmuth wieder, welche seine Tochter in ihrer Kindheit hatte, und welche die Zeit, weit entfernt, sie zu schwächen, nur noch mehr entfaltete; sie hat auch schon die Haltung, Stellung, das harmonische Wesen ihrer Mutter; darum glaubt Karl im Wiedersehen seiner Tochter auch seine Frau wiederzufinden.

Plötzlich senkt Laura die Augen: da erblickt sie den auf dem Weg vor ihrem Fenster Stehenden,

dessen Augen mit einem so seltsamen Ausdruck auf ihr haften; anfangs empfindet das Mädchen ein Gefühl des Schreckens dabei, bald verschwindet jedoch ihre Furcht und macht dem Mitleid Platz: sie glaubt Thränen in den Augen des Unbekannten zu sehen; wie sie ihn nun aufmerksamer betrachtet, seine Hände sich falten und nach ihr emporstrecken sieht, da zweifelt sie nicht mehr, es sei ein Unglücklicher, der ihr Mitleid anrufe.

„Warten Sie! warten Sie!..." ruft sie ihm zu, und verläßt schnell das Fenster.

„Ach, sie ist weg!" spricht Karl bei sich, „doch sie sagte, ich sollte warten... was will sie?... werde ich sie noch einmal sehen!... Arme Kleine!... auch sie schien bei meinem Anblick bewegt, gerührt... sie erkennt mich nicht!..."

Seine Augen weichen nicht von dem Fenster, wo seine Tochter stand. Nicht lange, so erscheint Laura wieder: sie hält ein großes Stück Brod und ein Zehnsousstück in der Hand, welches sie ihrem Vater mit den Worten zuwirft: „Nehmt ... gerne möchte ich mehr thun können!"

Karl fühlte wie einen Dolchstich im Herzen, als er das Almosen seiner Tochter empfing; indeß rafft er das Brod und das Geldstück zusammen, führt es an seine Lippen, küßt es zu wiederholten Malen, indem er es mit seinen Thränen benetzt und stottert „Dank ... dank, liebes Kind!"

„Mein Gott! warum so weinen, armer Mann! sagte Laura gerührt; Sie müssen nicht verzweifeln...

man ist nicht immer unglücklich ... Sie dauern mich; Adieu ... ich will zum Himmel für Sie beten!"

Laura verließ das Fenster und verschloß es wieder; Karl bleibt an derselben Stelle, die Augen auf das Fenster geheftet, an dem er seine Tochter gesehen. Eine halbe Stunde verstreicht, und noch steht er da; nur ist sein Haupt jetzt gebeugt und die Augen blicken zur Erde; ein düsterer Ausdruck belebt sie, seit seine Thränen zu fließen aufhören.

Mit Anstrengung reißt er sich von diesem Platze los: „Armes Kind!" spricht er bei sich selbst, wenn sie wüßte, daß sie ihrem Vater ein Almosen gab... ach! sie möge es nie erfahren! ... mich nie wiedersehen! ... ich könnte mich verrathen! ... stören wir ihre Ruhe nicht mehr! ..."

Langsam und ohne zu wissen wohin, ging Karl vorwärts; er befand sich auf einem mit Bäumen besetzten Weg und entfernte sich vom Dorfe, als er seinen Namen rufen hörte: er schaudert zusammen, denn er erkannte Mongerands Stimme. Der ehemalige Husar war an einen Baum gelehnt und sah hohnlachend Karl daherkommen:

„Holla ho! Du warst nicht darauf gefaßt, mich hier zu treffen, nicht wahr? ... was willst Du? ... ich folgte Dir gerade, weil Du mir verboten hattest, mit Dir zu gehen ... meine Gewohnheit ist, immer das zu thun, was man mir verbietet."

„Werden Sie mir nicht endlich gestatten, meinem Schmerze nachzuhängen?" versetzt Karl ungeduldig;

„ha! ich habe Sie nur zu oft auf meinem Wege getroffen!“

„Ich habe mir in den Kopf gesetzt, Dir Gesellschaft zu leisten. — Und ich kann Ihre Gegenwart nicht mehr ertragen ... sie vermehrt meine Verzweiflung! Sie sind schuld an all meinem Unglück, Sie haben mich verleitet, Thorheit auf Thorheit zu begehen ... — Ha! ha! ha! dieser Witz ist gut! ... ich bin Schuld, daß der Herr das Vergnügen, die Weiber und die Tafel liebte ... — Ohne Ihre Rathschläge hätte ich auf meine Frau gehört ... hätte ihren Tod nicht herbeigeführt! ... — Ha, so! weißt Du, daß Du anfängst rasend langweilig zu werden? — Und wissen Sie, was ich so eben erlitt! ... meine Tochter warf mir dieses Stück Brod zu ... hielt mich für einen Bettler ... und ich konnte mich nicht nennen! ... und werde sie nie wieder in meine Arme drücken und meine Tochter nennen können! ... Ach! dieser Gedanke bringt mich zur Verzweiflung, er tödtet mich! ... Noch einmal, lassen Sie mich! ... Mein Herr, ich gehe nach dieser Seite ... wählen Sie eine andere und erscheinen Sie nie wieder vor meinen Augen! — Hör einmal, Karl, Du nimmst einen Ton an, den ich schon lange an einem Andern gezüchtigt hätte! ...“

Mit diesen Worten stellte sich Mongerand vor Karl, um ihm den Weg zu versperren; dieser stößt ihn ungestüm mit seinem Arme zurück und geht weiter.

„Unverschämter! rief Mongerand aus, wenn ich nicht Mitleid mit Dir hätte! ...“

„Mitleid!“ schrie Karl schnell wieder umkehrend und wüthende Blicke auf Mongerand schießend: Du hast Mitleid mit mir, Elender ... diese Schmach allein fehlte mir noch! ... Ha! hüte Dich, daß ich nicht den Tod meiner Frau und meines Sohnes räche!

- Karl ... bring mich nicht noch mehr auf!...— Du hast Waffen ... laß sehen, ob Du für die Beleidigungen, die Du ausstößest, auch Genugthuung zu geben weißt! ... Gib mir eine Deiner Pistolen!...

— Karl ... geh fort ... ich halte Dich nicht länger auf ... geh fort ... ich werde Dir nicht folgen ...

— Ha! Feiger! Du bist also nur zu Niederträchtigkeiten gut!“

„Feiger! schrie Mongerand mit funkelnden Augen. Du zwingst mich dazu, Karl... wohlan denn! Donnerwetter! schlagen wir uns, weil Du es willst!“

Mongerand zieht zwei Pistolen aus der Tasche untersucht, ob sie geladen sind, und reicht Karl eine derselben mit den Worten: „Geh zehn Schritte rückwärts und schieß!“

„Schießen Sie zuerst!“ versetzt Karl, nachdem er einige Schritte rückwärts gemacht.

„Nun, Donnerwetter! so schießen wir mit einander, damit es ein Ende nimmt. Karl macht ein Zeichen, daß er einwillige. Die beiden Gegner fassen sich kaum in's Auge, beide Schüsse gehen zu gleicher Zeit los: Mongerand hörte die Kugel an seinen Ohren vorüber sausen, Karl empfing die seines Gegners; er fällt und haucht beinahe in demselben Augenblick sein Leben aus, noch den Namen Laura stotternd.

Mongerand trat auf Karl zu. Erst will er ihm beispringen, als er aber bemerkt, daß er todt ist, begnügt er sich, die Pistolen wieder in seine Tasche zu schieben und entfernt sich mit den Worten:

„Schade ... er war ein guter Kerl!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des ersten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Ein Omnibus	5
Zweites —	Eine Artigkeit	27
Drittes —	Rozats Hauswesen	35
Viertes —	Eine Billardscene	49
Fünftes —	Eine Gesellschaft in Erwartung . .	59
Sechstes —	Der gelehrte Hund. — Kartenpartie. Endlich kommt er	78
Siebentes —	Was geschah?	105

Inhalt des zweiten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Häusliches Leben	5
Zweites —	Die Ohrringe	28
Drittes —	Rückkehr Mongerands	38
Viertes —	Zwei Freunde	54
Fünftes —	Eine Partie anderer Art	69
Sechstes —	Völlige Zerrüttung	102

Inhalt des dritten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Wohnungsveränderung	5
Zweites —	Eine Hochzeit in der Weinlese von Burgund	18
Drittes —	Eine Rache Mongerands	43
Viertes —	Was sie befürchtete	53
Fünftes —	Ein Arbeiter	77
Sechstes —	Das Dachstübchen und die Violine . .	105

Inhalt des vierten Theils.

			Seite
Erstes Kapitel.	Der Verlobungsball	. . . . .	5
Zweites	—	Großmüthige Lügen	24
Drittes	—	Das Orchester einer Kneipe . . .	48
Viertes	—	Er kommt zu spät	68
Fünftes	—	Acht Jahre später. — Spaziergang auf dem Père-Lachaise	91
Sechstes	—	Ende der Reise	103

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kock, Paul <<de>>,

Paul de Kock's humoristische Romane, deutsch bearbeitet von Heinrich Elsner

Bd.: 14

Stuttgart 1843

P.o.gall. 2569 l-14
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101583-3